

EIN GANZ
(UN)GEWÖHNLICHES
GEHEIMNIS



JESS LEA



Kapitel 1

Bess Campbell rückte ihren regenbogenfarbenen Mantel aus recyceltem Kunststoff zurecht, bevor sie sich die Wollmütze aufsetzte. Sie hatte sie selbst gestrickt und das in Form eines smaragdgrünen Wikingerhelms, der einen umwerfenden Kontrast zu ihren roten Haaren bildete. Falls es hier wirklich Geister gab, warum sie nicht mit etwas Farbe erfreuen? Sie hatten bestimmt genug Zeit im Dunkeln verbracht.

Das hatte Bess auch dem Guide der Gespenstertour erklärt, woraufhin er ihr einen ziemlich merkwürdigen Blick zugeworfen hatte. Im Augenblick leuchtete er mit seiner Laterne eine Schauwand an, die mit Namen beschriftet war: *Martha. Maria. Susannah. Eliza. Ann.* Darüber hinaus war offenbar nicht viel über die Frauen bekannt. Bess fragte sich, was wohl auf ihren Grabsteinen geschrieben stand, falls sie welche hatten.

Schaudernd vergrub sie die Hände in den Manteltaschen und stapfte über die Natursteinplatten voran. Der Mond war heute Nacht nicht zu sehen. Ein eisiger Wind peitschte durch den Innenhof und drückte ihr den Rock gegen die Beine. Normalerweise war Bess gern im Freien. Sie liebte die Natur und empfand sie als belebend. Aber was diesen Ort anging, hatte sie gemischte Gefühle.

Die verwitterten Sandsteinwände des Gefängnisses ragten hoch über ihr auf. In den Fugen wucherte Unkraut. Hinter ihr erstreckte sich das Gebäude, in dem sich früher die Zellen für die Einzelhaft befunden hatten. Sie hatten keine Fenster, nur schmale, grob aus dem Stein gehauene Luftschächte, die zu hoch angebracht waren, um ins Freie zu sehen. Die Frauen, die man zu einem Aufenthalt in diesen Zellen verdammt hatte, hatten über eine Treppe nach unten steigen müssen, quasi in die Erde hinein.

»Das war als Lektion gedacht«, erklärte der Guide. »Man wollte ihnen klarmachen, was sie im nächsten Leben erwartet, wenn sie weiter die Regeln brechen.«

Und es hatte in diesem tasmanischen Frauengefängnis, das in den 1820er-Jahren erbaut worden war, jede Menge Regeln gegeben. Damals

hatte die Insel jenseits des australischen Festlands noch den Namen Van Diemen's Land getragen und war als wilde, kalte und gefährliche Strafkolonie am Ende der Welt bekannt gewesen.

Die Insassinnen waren bestraft worden, wenn sie mit ihren steif gefrorenen Händen nicht schnell genug die Wäsche wuschen. Dasselbe galt fürs Fluchen, dafür, in der Kapelle einzuschlafen, mehr als den eigenen Anteil an Brot zu essen oder die eigene Schlafmatte allzu begeistert mit einer anderen Frau zu teilen.

Vom Reden war auch abgeraten worden. Besucher des Gefängnisses hatten später berichtet, wie auffällig das Schweigen der Frauen und Kinder gewesen sei und dass sie sich wie Geister umherbewegt hatten.

Auch wenn Bess diese Geschichte verstörend fand, wollte sie unbedingt einen Geist sehen. Oder einen Bunyip – ein Fabeltier, das angeblich in den Sümpfen und Wasserlöchern Australiens hauste – oder ein UFO. Irgendetwas Überirdisches, das die Wissenschaft nicht erklären konnte. Sie hatte sich schon immer zur farbenfrohen Seite des Lebens hingezogen gefühlt, zu allem, was verdreht, kreativ und exzentrisch war.

Deshalb war sie vor drei Jahren in das verschrobene Städtchen Port Bannir gezogen – um in einer spleenigen Galerie zu arbeiten und in einem winzigen Haus mitten auf einer Wiese zu leben.

Aber dann war ihr wunderbarer Chef ermordet worden und die Galerie von neuen Betreibern übernommen worden, die Bess überhaupt nicht ausstehen konnten. Vor einem Jahr hatten sie sie dann in das Promotion-Team in Melbourne versetzt.

Auch wenn das Leben in der Stadt in gewisser Hinsicht angenehm war, war Bess klar, dass ihr Arbeitgeber sie aufs Abstellgleis befördert hatte. Nachdem sie sich monatelang mit Tabellen und Zoom-Meetings herumgeschlagen hatte, war ihr Geist ausgehungert. Sie vermisste ihren alten Job. Sie vermisste ihre geliebten Hühner, die jetzt bei ihrem Bruder lebten. Aber vor allen Dingen vermisste sie den Hauch des Abenteuers, der sie früher jeden Tag begleitet hatte.

Vielleicht würde die Rundreise um Tasmanien etwas helfen. Bess brauchte wieder mehr Wildnis, Schönheit und Seltsamkeiten in ihrem Leben.

Der Guide hob die Laterne. »Hier drüben befanden sich die Säle für die Kinder. Man hat dort auf engstem Raum Hunderte Babys untergebracht, vernachlässigt und halb verhungert. Die, die überlebt haben,

wurden ihren Müttern weggenommen und auf eine Schule für Waisen geschickt. Es heißt, in manchen Nächten, wenn der Wind vom Berg her weht, hört man ihre Schreie.«

Bess raffte ihren Mantel enger um sich. Sie bekam eine Gänsehaut. Vielleicht konnte sie ja doch darauf verzichten, den Geistern der Vergangenheit dieses Ortes zu begegnen. Konnte ein Mensch so sehr leiden, so verzweifelt und wütend sein, dass er einen dauerhaften Abdruck an den Orten hinterließ, an denen er gequält worden war?

Der Guide sprach von den Frauen, die hier eingesperrt gewesen waren – Diebinnen, Giftmischerinnen und Brandstifterinnen – und den strengen Aufseherinnen, die sie überwacht hatten.

»Sehen Sie die Stelle am Ende des Ganges, wo sich der Grundriss einer Zelle am Boden abzeichnet? Wir hatten einmal einen blinden Besucher. Sein Assistenzhund hat sich geweigert, die Zelle zu betreten. Und die Treppe da drüben? Wir bekommen ständig Beschwerden, dass die Fotos, die unsere Gäste davon aufnehmen, nichts geworden sind. Sie sind alle schwarz.« Er senkte die Laterne. »Als meine Tochter fünf war, habe ich sie einmal mit hergenommen. Ich habe sie kurz allein gelassen, um etwas zu holen. Als ich zurückkam, hat sie geweint. Sie hat erzählt, eine in Schwarz gekleidete Frau wäre gemein zu ihr gewesen. Aber außer uns war niemand auf dem Gelände.«

Eine Tür fiel ins Schloss. Die Frau neben Bess fuhr zusammen und stieß einen erstickten Schrei aus. Die Laterne des Guides geriet ins Wanken, so dass Licht und Schatten über die Wände tanzten. Schritte hallten auf den Natursteinen wider.

Die Besucher rückten zusammen wie eine nervöse Herde. Die Schritte kamen näher.

Einige flüsterten: »Gehört das zur Führung?«

Bess trat vor. Sie wollte auf keinen Fall etwas verpassen.

Das Tor zum Innenhof flog auf. Eine schwarze Gestalt schälte sich aus dem Halbdunkeln. Sie war groß und schlank, und die Luft um sie herum schien von einer seltsamen Energie beseelt und leise zu knistern. Im Dämmerlicht erschien ihr Gesicht kalkweiß und so kantig, als wäre es aus Marmor geschlagen. Es zeichnete sich deutlich über ihrer schwarzen Kleidung ab. Ihre Züge waren eindrucksvoll und von einer schonungslosen Schönheit, die Augen geheimnisvoll, die Haare tiefschwarz. Ihre Finger waren angespannt, als würde sie sie am liebsten jemandem um den Hals legen.

Sie trat vor. Ihr Blick glitt über die Menge. In ihren dunklen Augen funkelte es feindselig. »Würde der Besitzer des blauen Nissan Pulsar mit dem Nummernschild XIR679 sofort seinen Wagen umparken? Er blockiert zwei Parkplätze.«

Bess biss sich auf die Lippe und widerstand dem Drang zu lachen.

»Wenn Sie das in meinem Museum gemacht hätten, wären Sie rausgeflogen«, verkündete Margaret Gale.



»Du hast den Anfang der Führung verpasst, während du geparkt hast. War vielversprechend«, sagte Bess zu Margaret. Die anderen Besucher, die reichlich erschüttert wirkten, waren weitergegangen, um sich die Unterkunft einer der Aufseherinnen anzusehen. »Danke, dass du mich am Eingang abgesetzt hast.«

»Das wäre nicht nötig gewesen, wenn gewisse Leute auch nur halbwegs in der Lage wären, richtig Auto zu fahren.«

»Meinst du, daraus lässt sich ein interessantes Thema für eine Ausstellung machen? Die Spukgefängnisse von Australien?«

»Es gibt jedenfalls eine Menge Material dazu.« Margaret rieb einen Fleck von ihrem langen, schwarzen Mantel. Sie wusste viel über die Relikte der Kolonialzeit, da sie früher selbst ein entsprechendes Museum geführt hatte.

Bei ihrer ersten Begegnung damals in Port Bannir hatten Bess und Margaret sich nicht ausstehen können. Sie waren in professioneller Hinsicht Rivalinnen gewesen und hatten sehr unterschiedliche Ansichten vertreten, wie eine Galerie geführt werden sollte. Bess hatte Margaret für einen bissigen Kontrollfreak gehalten, der mehr mit der Zeit gehen sollte, während Margaret in Bess einen inkompetenten, nervigen Hippie gesehen hatte. Es hatte eine Weile gedauert, bis sie erkannt hatten, wie sehr sie sich auf ihre Diskussionen freuten und wie viel sie in Wirklichkeit gemeinsam hatten.

»Andererseits sind Spukgefängnisse nichts als Märchen«, fuhr Margaret fort. »Als ich unter Mordverdacht stand und sie mich weggesperrt haben, habe ich jedenfalls keine Gespenster zu Gesicht bekommen.«

Eine sympathisch wirkende Familie drehte sich zu ihnen um und startete sie an.

»Sie war unschuldig und wurde freigelassen ...«, erklärte Bess hastig. Die Vorfälle in Port Bannir ließen sich nur schwer in wenigen Worten erklären.

Die Eltern scheuchten ihre Kinder weiter.

Unbeeindruckt untersuchte Margaret die Tür der Hütte. Ihr Desinteresse, was andere Menschen von ihr hielten, war eine Eigenschaft, die Bess zwar attraktiv fand, die sie aber gleichzeitig verrückt machte.

Irgendwo klingelte ein Handy und unterbrach den Vortrag des Tourguides.

»Dafür gehört derjenige in Einzelhaft gesperrt.« Margaret gab sich nicht die Mühe, ihre Stimme zu senken, auch wenn Bess lautlos raunte: »Sei nett!«

Margarets Weigerung, sich auf Kompromisse einzulassen und sich umgänglich zu zeigen, war ein weiterer Punkt, der Bess frustrierte und ab und zu begeisterte.

Als die Gruppe weiterging, meinte Margaret: »Du denkst also immer noch über eine neue Ausstellung für deine Galerie nach?«

»Es ist nicht meine Galerie.« Bess schürzte die Lippen. »Mein Geschäftsführer hat mich seit Monaten keine Entscheidungen zu neuen Ausstellungen fällen lassen.«

»Was der Grund sein dürfte, warum die letzten Ausstellungen alle eine Katastrophe waren.« Margaret mochte launisch sein, aber sie war treu wie Gold.

»Danke.« Bess nahm ihre Hand und ignorierte es, dass Margaret sich versteifte und sich mit Mühe davon abzuhalten schien, sich ihr zu entziehen. Margaret hatte kein Problem damit, wenn andere sie für merkwürdig hielten, aber öffentliche Zuneigungsbekundungen waren ihr fremd.

Sie waren allerdings eins der Dinge, auf die sie sich geeinigt hatten. Genau wie Bess zugestimmt hatte, sich auf Margarets ausgeklügeltes Sortiersystem für Bücher und ihre Sockenfalttechnik einzulassen. Sie drückte Margarets lange, kühle Finger und berührte ihre kurzen Fingernägel, die stets ordentlich zurückgefeilt waren. »Genießt du den Urlaub?«

»Ich genieße den Anblick der Ruinen.«

»Warte nur ab, was ich sonst noch geplant habe.« Bess war klar, dass sie übereifrig wirkte, aber die vergangenen Monate waren schwer für sie gewesen.

Als Margaret und sie nach einer Unmenge an Missverständnissen und ein paar gefährlichen Abenteuern endlich ein Paar geworden waren, war Bess der Meinung gewesen, dass sie sich ihr Happy End redlich verdient hatten. Stattdessen hatte das wahre Leben sich zurückgemeldet: Frust auf der Arbeit, veränderte Lebensumstände, eine Familientragödie. Sie bereute keine Sekunde, die sie miteinander verbracht hatten, aber sie wünschte, sie wären in etwas ruhigerem Fahrwasser unterwegs gewesen.

Sie brauchten eine Pause, einen Neuanfang. Bess war fest entschlossen, diesen Urlaub zu genießen. »Ich habe unsere Reiseroute genau geplant. Es gibt Lavendeleis, eine Lama-Wanderung, einen Besuch bei Tasmanischen Teufeln, die wir sogar streicheln dürfen, einen Imker-Schnupperkurs ...«

»Solange ich nicht alles auf einmal unter einen Hut bringen muss ...« Margaret sah aus, als würde sie lieber durch ein weiteres, halb zerfallenes Gefängnis kraxeln, aber das kam für Bess nicht infrage. Geister waren spannend, aber das Leben wollte genossen werden.

Sie drückte Margarets Hand fester und gab ihr Bestes, ihre eigene Wärme auf den Körper ihrer Freundin zu übertragen.

Sie folgten den anderen Touristen nach draußen.

Der Tourguide fuhr mit seinen Erläuterungen fort. »Dort sehen Sie die ehemalige Krankenstation. Sie war kalt, schmutzig und feucht – es war wahrscheinlicher, dass man sich dort etwas einfing, als dass man gesund wurde. Manchmal, wenn es nachts ganz still ist, hört man ein Hämmern, als würden Nägel eingeschlagen. Fast, als würde jemand einen einfachen Sarg zimmern ...«

Bess zuckte zusammen und warf Margaret einen raschen Blick zu, die nicht weiter reagierte. Jedenfalls nicht, bis mit einem Piepsen eine Nachricht auf Margarets Handy einging und die Stille durchbrach.

Alle drehten sich um und starrten sie an.

»Echt jetzt?«, zischte Bess, während Margaret ihr Handy auf stumm schaltete. In ihrem Mienenspiel ließ sich jedoch ihre unterdrückte Verlegenheit erkennen.

»Kann sein, dass ich es vergessen habe«, flüsterte Margaret, wobei sie kaum die Lippen bewegte.

»Wer war das?«

»Hmm.« Margaret betrachtete stirnrunzelnd das Display. »Die Nummer sagt mir nichts.«

Der Guide beendete den offiziellen Teil des Rundgangs und lud alle ein, sich auf eigene Faust noch etwas umzusehen. »Achten Sie nur darauf,

das Gelände vor zehn Uhr zu verlassen, da schlieÙe ich ab. Und glauben Sie mir: Sie möchten hier nicht allein die Nacht verbringen.«

Einige Gäste kamen zu ihnen und fragten mit breitem, hoffnungsvollem Lächeln, ob sie mit Margaret ein Foto machen durften.

»Nein«, sagte Margaret. Sie marschierte davon, um sich einen Schaukasten mit historischen Handfesseln anzuschauen.

Es blieb Bess überlassen, den Touristen mit einem angestregten Strahlen zu erklären, dass Margaret wirklich nur eine Besucherin war und keine Schauspielerin, die den Geist geben sollte.



Margaret konnte die Straße vor sich kaum erkennen. Die Scheinwerfer erhellten nur ein paar Meter weit den Asphalt, der sich wie ein Förderband vor ihnen erstreckte. Was dahinter lag, ließ sich unmöglich sagen. Ein umgestürzter Baum? Ein verunfalltes Auto? Ein Känguru, das aus dem Gebüsch sprang, nur um gegen ihre Windschutzscheibe zu knallen?

Sie verfluchte sich dafür, dass sie sich auf die abendliche Führung und ein Motel außerhalb der Stadt eingelassen hatte. Schließlich war sie auf dem Land aufgewachsen und hätte es besser wissen müssen.

Die Straße war von düsteren Schatten umgeben: Farnkraut, Baumstümpfe, tote Tiere, die von Holztransportern erfasst worden waren. Die Insel war von üppigem Grün bedeckt und wunderschön, gleichzeitig wurden jedoch in ganz Australien nirgendwo so viele Tiere überfahren wie hier.

»Du kochst mal wieder.« Bess drehte die Heizung auf.

Margarets Finger wurden allmählich wieder warm. »Ich konzentriere mich.«

»Ich weiß, wie es aussieht, wenn du innerlich kochst. Es kommt mir vor, als wäre ich mit Lord Byron unterwegs. Jedenfalls wenn er seinen Koffer in farblich codierte Einheiten unterteilt und jedes Motelzimmer erst mal von oben bis unten desinfiziert hätte.«

»Weißt du, was manche Leute in Motelzimmern treiben?« Margaret schauderte. »Du wirst mir noch danken, wenn du dir keine Magen-Darm-Grippe einfängst. Ich kann nicht fassen, dass du beinahe einen der Becher benutzt hättest.«

»Wie du dich auf mich gestürzt hast, um mich davon abzuhalten, war ziemlich beeindruckend«, meinte Bess. »Dass du kein Rugby spielst, ist ein großer Verlust für die Frauen-Liga.«

»Danke.«

»Bitte sag mir, dass du wenigstens ein bisschen Spaß an dieser Reise hast.«

»Ich genieße wie immer deine Gesellschaft.« Wie merkwürdig, dass sie Bess ursprünglich für die anstrengendste Frau gehalten hatte, der sie je begegnet war. Inzwischen konnte Margaret sich nicht mehr vorstellen, ohne sie zu leben.

Sie dachte an die Wanderung, die sie gestern in der Nähe von Cape Raoul am Südende der Insel unternommen hatten. Bess hatte sie zu einem Aussichtspunkt geführt, der über den zerklüfteten Klippen aufragte. Unter ihnen hatte das Meer geschäumt und gewütet.

Bess hatte »Wow!« geschrien und war über die Felsen geklettert, um näher an die Kante zu gelangen. Da hatte ein heftiger Windstoß ihren Mantel erfasst und aufgeblasen wie ein Segel, sodass Margaret sie in Sicherheit zerren musste. Bess hatte begeistert gelacht. Unter den Sommersprossen waren ihre Wangen rosig gewesen, die roten Locken unter der albernem Wikinger-Mütze hatten sich gekräuselt und sie hatte so heftig geatmet, dass ihre vollen Brüste bebten.

Wie schon so oft fragte Margaret sich, woher Bess all die Energie nahm.
Es passt gar nicht zu mir, so viel Glück zu haben.

Sie musste daran denken, was sie empfunden hatte, als Bess und sie vor zwei Jahren ein Paar geworden waren: eine überraschte, unerwartete Freude, gepaart mit dem vagen Gefühl, dass sich die Zukunft als besser erweisen könnte als die Vergangenheit.

Doch dann hatten sich neue Probleme herauskristallisiert, und nach und nach war ihr das herrliche Gefühl von Optimismus abhandengekommen. Ob sie es hier draußen wiederfinden würde?

»Was ist mit gestern, als wir am Meer waren? Es war umwerfend!«, sagte Bess.

Margaret wagte es nicht, den Blick von der Straße zu lösen. Aber sie atmete tief durch und sog den leichten Kräuterduft des Bio-Shampoos ihrer Freundin ein. Bess roch immer nach Garten.

Ein wenig zu lässig fuhr Bess fort. »Ich hätte nichts gegen eine Seebestattung. Wieder zu den Elementen zurückzukehren, Teil dieser wilden, urtümlichen Energie zu werden ... Wenn man mal genau darüber nachdenkt, gibt es wohl kaum einen spirituelleren Weg, sich zu verabschieden.«

»Hmpf.« Margaret wusste genau, worauf Bess anspielte: auf die in Plastik eingeschlagene Messingurne, die sie umsichtig in ihrem verschlossenen Koffer untergebracht hatte.

Margaret war nicht sicher, warum sie sie mitgenommen hatte, aber sie hatte die Urne auch nicht zu Hause lassen wollen. Man hörte doch immer wieder von Einbrechern, die in Häuser einstiegen, deren Besitzer im Urlaub waren, und alles zerstörten. Und Tasmanien war wirklich kein schlechter Ort für die Asche einer Verstorbenen. Ihre Familie war einmal hier gewesen, als Margaret und ihre Schwester Deirdre noch klein gewesen waren. Damals hatte ihre Mutter noch gelebt. Damals, bevor für die Gales endgültig alles schiefgegangen war. Margaret hatte den Urlaub nicht mehr gut vor Augen, aber sie glaubte, sich zu erinnern, dass Deirdre hier ihren Spaß gehabt hatte.

Nichtsdestotrotz war sie nicht bereit für das Gespräch, das Bess immer wieder anstoßen wollte. Für die Frage, was sie mit Deirdres Asche machen sollte. So wie sie Bess kannte, würde es bei der Unterhaltung um Trauerarbeit, Heilung und radikale Akzeptanz gehen. Vermutlich würden auch Mondsteine und Rosenquarz eine Rolle spielen.

Margaret lehnte die Vorstellung nicht mehr so entschieden ab wie früher. Ehrlich gesagt, erfasste sie jedes Mal eine Art sanfter Schmerz, wenn ihr bewusst wurde, dass Bess sich aufrichtig Gedanken um sie machte. Aber damit konnte sie sich jetzt nicht befassen. Sie hatte so viel Zeit darauf verwendet, Deirdres Beerdigung zu organisieren, sich um ihr Testament zu kümmern, ihre Bankkonten zu schließen, ihre Arztrechnungen zu bezahlen und ihren Besitz zu sortieren ... die ganze Bürokratie des Todes. Da konnte sie sich heute Abend nicht auch noch damit beschäftigen.

Sie wechselte das Thema. »Abgesehen von dem albernen Gerede über Gespenster war die Führung heute Abend nicht schlecht. Aber ein paar der Schaukästen sollten dringend erneuert werden.«

Bess seufzte. »Dein Museum muss dir fehlen.«

»Ich denke nie daran.« Margaret fuhr angesichts der offensichtlichen Lüge zusammen. Das Museum war ihr Lebenswerk gewesen: ein altes, aus Blaustein errichtetes Gerichtsgebäude aus dem neunzehnten Jahrhundert voller Artefakte aus der Zeit der Segelschiffahrt, der Walfangindustrie und der Expeditionen in die Antarktis. Sie hatte jeden Tag ihres Lebens der Geschichte gewidmet, die sie so sehr liebte, und den Touristen, die sie hasste. Das hatte ihrem Leben Struktur verliehen und sie Disziplin gelehrt.

Als die Stadtentwickler sie gezwungen hatten, das Haus zu verkaufen, hatte sie immerhin einen guten Preis ausgehandelt. Aber es blieb das Gefühl, einen Arm oder ein Bein verloren zu haben.

Als hätte sie Margarets Gedanken gelesen, sagte Bess: »Glaubst du, dass du deshalb so zu kämpfen hattest, als du die Stelle in dem Auktionshaus für Antiquitäten angenommen hast?«

»Ich hatte nicht zu kämpfen.« Margaret schnaubte. »Ich habe den Leuten ehrlich gesagt, was der alte Kram ihrer Großeltern wert ist. Und es hatte auch nichts mit zu-kämpfen-haben zu tun, als ich mich geweigert habe, irgendwelche grotesken Nachbildungen von Fernsehfiguren zu verkaufen. Das nennt man professionellen Anspruch.«

»Und ich dachte, das nennt man gefeuert werden.« Offensichtlich konnte Bess Margarets Geknurre nur bis zu einem gewissen Punkt ertragen.

»Ich wurde nicht gefeuert. Wir haben uns einvernehmlich getrennt.«

Aber was sie als Nächstes tun sollte, wusste Margaret nicht. In ihrem Alter noch einmal den Beruf wechseln? Und das ausgerechnet jetzt, wo ihr abgesehen von Bess die ganze Welt so furchtbar dumm und nervig, so schlecht organisiert, mies entworfen und schlicht ... grau vorkam? Ihr Sichtfeld verschwamm, und sie blinzelte heftig. *Schlaf bloß nicht ein!*

Etwas löste sich aus der Dunkelheit und schoss quer über die Straße. Margaret trat voll auf die Bremse.

Das Auto kam kreischend zum Stehen und schleuderte sie nach vorn und wieder zurück.

Bess keuchte.

Die Büsche am Straßenrand bewegten sich. Sie erkannten gerade noch, wie ein langer Schwanz dazwischen verschwand.

»Mein Gott.« Margaret umklammerte das Lenkrad. »Alles klar bei dir?«

»Mir geht's gut.« Bess löste den Griff um ihren Sicherheitsgurt.

Beim Gedanken an Bess' Vorgeschichte mit Autounfällen ärgerte Margaret sich über ihre Sorglosigkeit. »Es tut mir leid. Es hat mich vollkommen überrascht.« Ihre Stimme zitterte. »War das ... eine Katze?«

»Vielleicht ein Kusu.« Bess drückte das Gesicht gegen das Seitenfenster, aber in der Dunkelheit regte sich nichts.

»Ich bin eine miese Fahrerin.« Margaret war wütend auf sich. »Ich habe dich in Gefahr gebracht. Ich hätte draufhalten sollen.«

»Nein, hättest du nicht.« Bess spähte immer noch in die Nacht hinaus. »Meinst du, das war vielleicht ein Quoll? Du weißt schon, diese gefleckten Tiere mit dem buschigen Schwanz und den niedlichen Gesichtern?«

»Keine Ahnung.« Margaret setzte den Mietwagen wieder in Bewegung. Sie fuhr jetzt langsamer und starrte auf die Straße, bis ihr die Augen tränten. Der Adrenalinrausch hatte sie zitterig zurückgelassen.

Ab sofort wird nachts nicht mehr über Land gefahren, entschied sie, als sie auf den Parkplatz des Motels einbog. Es war einfach zu gefährlich.

Dennoch erfasste sie beim Aussteigen ein so intensives Schwindelgefühl, dass sie sich am Türgriff festhalten musste. Sie hatte sich so lange leblos gefühlt. Konnte es sein, dass sie sich im Stillen keineswegs nach Heilung und Frieden sehnte, sondern nach einem Hauch von Gefahr?



Im Hotelzimmer packte Bess ihren silbern gepunkteten Schlafanzug und ihre garantiert tierversuchsfreien Pflegeprodukte aus, während Margaret einen Blick auf ihr Handy warf. Sie hatte eine Mail von dem Nachbarn, der ihren Briefkasten leerte: Es waren zwei weitere Rechnungen gekommen, die noch auf Deirdre ausgestellt waren. Eine stammte von einer Versicherung, die behauptete, ihren Vertrag nicht kündigen zu können, bevor sich die Versicherte nicht persönlich gemeldet hatte. Margaret knirschte mit den Zähnen. Sie würde morgen dort anrufen und fragen, ob sie vielleicht ein Ouija-Brett dahätten.

Die andere Rechnung war von einer Telefongesellschaft, die Margaret längst über Deirdres Tod informiert hatte. Ihr Computer hatte als Anrede »Verehrte Verstorbene« ausgespuckt.

Und dann waren da noch ein verpasster Anruf und eine Sprachnachricht. Wieder von einer Nummer, die sie nicht kannte. Beide mussten während der Gespensterführung eingegangen sein, nachdem sie das Handy stummgeschaltet hatte.

»Alles okay?« Bess stand vor dem Spiegel im Badezimmer und bürstete sich die dichten, roten Locken.

»Schon wieder ein Anruf.« Margaret betrachtete die Nummer. »Hat Deirdres Onkologe sich etwa noch etwas einfallen lassen, das er auf die Rechnung setzen kann? Oder wollen ihre schwachsinnigen Schwiegereltern schon wieder wissen, wie viel Geld sie ihnen hinterlassen hat?«

»So spät abends? Wahrscheinlich hat sich nur jemand verwählt.« Bess holte ihre Zahnbürste hervor. »Hey, ich habe nachgedacht: Meinst du, wir sollten uns eine asiatische Hocktoilette einbauen lassen?«

Margaret legte ihr Handy weg. »Wovon redest du da?«

»Ich habe dieses fantastische Buch über Darmgesundheit und die richtige Bakterienbesiedlung gelesen, und darin heißt es, die beste Position, um ...«

»Ich ziehe die Frage zurück. Und auf gar keinen Fall!«

»Du bist so was von rückständig«, verkündete Bess mit dem Mund voller Zahnpasta. »Na gut. Was meinst du? Sollte ich Patin für gerettete Ziegen werden? Damit habe ich mich auch beschäftigt.«

»Oh, das ist ja noch leichter.« Margaret sah sich die Karten für die morgige Tour an. »Nein.«

Bess spuckte die Zahnpasta aus. »Wie du willst.« Sie arrangierte ihre vegane Kosmetika auf dem Rand des Waschbeckens, wobei sie Margarets eigenen Pflegeprodukten eindeutig zu nah kamen.

»Wir haben besprochen, dass deine Sachen auf der linken Seite bleiben.«

»Na gut.« Bess schob alles ein Stück beiseite, darauf bedacht, ihre auf Kakteen und Kohl basierende Nachtcreme neben Margarets Zahnbürste stehen zu lassen.

Margaret verengte die Augen. »Willst du mich provozieren?«

»Man muss seine Trümpfe eben richtig ausspielen ...« Sie grinste und zog Margaret zu sich herab, um sie zu küssen.

Margaret erstarrte vor Überraschung, doch dann erwiderte sie die Umarmung.

Bess schmiegte ihren warmen, üppigen Körper an sie und schlang die Arme um Margarets Taille.

Die Anspannung löste sich aus Margarets Muskeln, als würde sie in ein warmes Bad gleiten. Sie spürte den Bewegungen von Bess' Lippen nach, als sie lächelte, und auch dem Flattern ihres Atems, hinter dem sich ein Lachen verbarg. Ihre Küsse waren oft so: leichtherzig, freudig. Entwaffnend.

An so etwas war Margaret nicht gewöhnt. Sie hätte nie gedacht, dass sie sich so etwas je wünschen könnte. Nicht, bis sie Bess begegnet war. Konnte ein einzelner Mensch sie so sehr verändern?

Ein paar Minuten später stand Bess unter der Dusche und sang Dolly-Parton-Songs, während Margaret entschied, sich ein bisschen die Beine zu vertreten. Außerdem wollte sie sich die Sprachnachricht anhören.

Der Nachthimmel war klar, die Luft eiskalt und es duftete nach Eukalyptus. In den Büschen hinter dem Motel raschelte, knisterte und quiekte es.

»Margaret?« Sie erkannte die Frauenstimme nicht, die ihr die Nachricht hinterlassen hatte. Aber irgendetwas daran – vielleicht die Altlage, die scharf ausgesprochenen Konsonanten, die leichte Atemlosigkeit – brachte sie dazu, genau hinzuhören. Sie bildete sich ein, die Stimme schon einmal gehört zu haben, wenn auch vor langer Zeit.

»Ich hoffe, du bist die richtige Margaret Gale«, sagte die Frau. »Sonst wird jetzt eine arme Fremde ziemlich verwirrt sein ...« Ein kurzes Lachen wie der Ruf eines Vogels.

Margaret runzelte die Stirn. Wieder kam ihr irgendetwas daran bekannt vor.

»Vielleicht erinnerst du dich noch an mich«, sagte die Stimme. »Wir haben uns in der Nacht der Abschlussfeier kennengelernt, 1997. Vivienne Bolt.«

Margaret erstarrte. Ihr Atem zeichnete sich in der kalten Luft ab.

»Ich würde ja gern mit der üblichen Hey-was-hast-du-so-getrieben-Rede anfangen«, fuhr Vivienne in der Nachricht fort. »Aber Ivy, meine Großmutter, ist endlich eingeschlafen, und ich weiß nicht, wie viel Zeit mir bleibt. Also komme ich direkt zum Punkt.«

Margaret umklammerte das Handy. Nun konnte sie die Stimme zuordnen. Diese runden Vokale und den Anflug eines englischen Akzents, obwohl Vivienne in Australien geboren und aufgewachsen war.

Damals auf der Abschlussfeier hatte Margaret sich nach Viviennes auffälliger Ausdrucksweise erkundigt. »Hochnäsige Verwandte«, hatte Vivienne erwidert. »Dazu ein Haufen grauenhafter Rhetoriklehrerinnen im Internat. Zweihundert Jahre alte Krähen, die uns die Gehstöcke um die Ohren gehauen haben – kein Witz! Wir durften auf keinen Fall klingen, als würden wir von hier stammen.« Ihre weißblonden Haare hatten in der Nachtluft geweht, und die schwarzen Umrisse der Bäume des Alexandra Gardens in Melbourne hatten sich hinter ihr abgezeichnet. Im Licht der Laternen hatte ihre blasse Haut einen gespenstischen Glanz angenommen.

»Ich komme nirgendwoher«, hatte sie lachend verkündet, und Margaret hatte an Elfen und Meerjungfrauen denken müssen.

Nun stand sie reglos da, während die Vergangenheit ohne Vorwarnung über sie herfiel und sich in die Gegenwart drängte.

Viviennes Nachricht ging weiter. »Ich habe online nach dir gesucht und deinen Arbeitgeber angerufen. Übrigens, die dämliche Frau am Empfang sollte nicht blindlings deine Telefonnummer rausgeben, nur weil eine höfliche Dame behauptet, eine alte Freundin von dir zu sein. Ich wollte dich wegen etwas um Rat fragen, aber dann hieß es, dass du nicht mehr dort arbeitest und gerade hier im Urlaub bist und ich dachte: Perfekt!« Wieder dieses Lachen. »Für mich, meine ich.«

Sie räusperte sich. »Margaret, ich muss dich um einen Gefallen bitten. Meine Großmutter ist krank, und ich wohne im Augenblick bei ihr. Renfeld Lane 7, ein Stück außerhalb einer Stadt namens Mount Bastion. Du hast bestimmt noch nie davon gehört. Ist ein ziemliches Kaff. Aber ... Na ja, es ist schon Seltsameres passiert.«

Margaret hielt die Luft an. Seltsam traf es ziemlich gut. Ein Anruf von Vivienne Bolt? Vivienne, von der sie gedacht hatte, dass sie nie wieder von ihr hören würde, nachdem sie vor fünfundzwanzig Jahren auf einmal verschwunden war? Wie konnte es angehen, dass Vivienne ausgerechnet hier im ländlichen Teil Tasmaniens war?

»Ich fürchte, das klingt alles total übergeschnappt, aber ich schwöre, dass ich bei klarem Verstand bin. Es ist nur ... Ich glaube, jemand will uns schaden. Meine Großmutter besitzt eine große Sammlung Antiquitäten. Sie hat ihr ganzes Geld da reingesteckt. Grausiger Kram, aber wertvoll. Ich versuche gerade, ihre finanzielle Situation auszuloten, damit für sie gesorgt ist. Sie muss wohl bald ins Pflegeheim. Der Armen geht es immer schlechter, und ich kann ihr nur bis zu einem gewissen Punkt helfen.«

Eine Pause.

»Aber es sind Dinge verschwunden. Ein mit Silber beschlagenes Art-déco-Feuerzeug, eine Porzellan-Nymphe, ein Briefbeschwerer aus Bernstein. Alles klein genug, um es in der Tasche verschwinden zu lassen. Es ist mir erst diese Woche aufgefallen, als ich diesen Schweinestall aufgeräumt habe. Und jetzt frage ich mich, was sonst noch alles fehlt!«

Vivienne holte hörbar Luft. »Aber es geht nicht nur um die Diebstähle. Jemand hat die beiden Altenpflegerinnen vertrieben, die ich für Ivy eingestellt habe. Die eine hat gekündigt, nachdem ihr jemand zum dritten Mal hintereinander in unserer Einfahrt die Reifen aufgeschlitzt hat, und die andere, nachdem sie eine Glasscherbe in ihrem Sandwich gefunden

hat, das sie in unserer Küche aufbewahrt hat! Und ... mir ist klar, dass es ein altes Haus ist, in dem es zieht, und vielleicht geht mir auch nur die Atmosphäre hier an die Nieren, aber manchmal könnte ich schwören, dass ich Geräusche höre. Als würde sich jemand durch das Haus bewegen. Ich bekomme davon eine Gänsehaut.«

Sie lachte erneut, aber dieses Mal klang sie ein wenig verzweifelt. »Ich traue mich nicht, Anzeige zu erstatten. Ivy würde einen Anfall bekommen, wenn sie etwas davon mitbekommt. Sie ist so krank, und ihre Sammlung bedeutet ihr die Welt. Und wir sind hier in einer Kleinstadt. Ivy ist auf die örtlichen Geschäfte angewiesen, um an Lebensmittel und Medikamente zu kommen und einen Fahrer zu finden. Wenn die Polizei ihre Nachbarn befragt, könnte es ziemlich schwierig werden.

Hör mal, Margaret, es ist mir unglaublich peinlich, dich aus dem Nichts heraus anzurufen und dir so etwas aufzubürden. Aber ich weiß noch, wie du mal gesagt hast, dass du irgendwann gern ein eigenes Museum hättest. Deshalb habe ich ein bisschen recherchiert. Ich hoffe, ich trete dir damit nicht zu nah, aber dir ist sicher klar, dass online ein paar faszinierende Geschichten über das Museum kursieren, das du früher geführt hast. Es ist offensichtlich, dass du dich sehr gut mit Antiquitäten auskennst, und du bist eine ... eine Freundin. Könntest du vorbeikommen? Kannst du dir Ivys Sammlung mal anschauen, mir bei der Inventur helfen, damit wir die Verluste überblicken können, und mir einen Rat geben, wie ich weiter vorgehen soll? Das würde mir so helfen. Und vielleicht ... vielleicht findest du, schlau wie du bist, ja sogar raus, was hier los ist.«

Vivienne stieß die Luft aus. »Jetzt hör sich einer mein Gequassel an. Hörst du überhaupt noch zu? Ich weiß, ich habe nach all der Zeit kein Recht, dich um so etwas zu bitten, aber ... Ich kann mich an niemanden sonst wenden, Margaret.«

Eine Computerstimme übernahm: »Um zurückzurufen, drücken Sie bitte die Zwei. Um die Nachricht noch einmal abzuspielen ...«

Margaret legte auf und starrte in die Dunkelheit.

Ein Kreischen hallte durch die Nacht und ließ ihr das Blut in den Adern gefrieren, sodass sie zusammenfuhr. Irgendwo im Gestrüpp hinter ihr musste eine Maskenschleiereule sitzen. Bei ihrem Schrei musste Margaret immer an Hexen denken.

Kapitel 2

»Aber wer ist diese Vivienne denn?«, fragte Bess am nächsten Morgen.

Margaret fuhr mit vorgerecktem Kinn und verengten Augen, den Blick konzentriert auf die Straße gerichtet. Aber da sie genauso dreinsah, wenn sie entspannt war, half das Bess nicht weiter.

»Ich habe sie an der Universität in Melbourne kennengelernt. Oder eher in der Nacht unserer Abschlussfeier. Sie hatte gerade ihren Abschluss in Bildenden Künsten gemacht und war auf dem Weg nach Rom, weil sie da ein Stipendium bekommen hat.«

»Nett, wenn man so eine Chance bekommt.«

»Wir haben uns von der Abschlussfeier verzogen, weil die anderen alle betrunken und unausstehlich waren«, erzählte Margaret. »Wir sind stattdessen durch die Stadt und am Yarra River entlanggelaufen. Danach sind wir getrennte Wege gegangen, und ich habe nie wieder etwas von ihr gehört. Es ist merkwürdig, dass sie sich jetzt bei mir meldet.«

Bess fand, dass ein eigenartiger Unterton in Margarets Stimme lag. Klang sie abgelenkt? Oder sogar vage?

Dennoch war Bess fest entschlossen, das Beste aus der Lage zu machen. »Tja, es ist ein Rätsel. Fahren wir hin und lösen es! Ich bin immer für ein Abenteuer zu haben, und ich lerne gern neue Leute kennen. Das ist wie Wasser auf meine Mühlen.«

»Da sind wir schon.« Ein Straßenschild lenkte sie vom Highway Richtung Mount Bastion.

Die Stadt stand nicht auf Bess' Liste von Orten, die sie während ihres Aufenthalts in Tasmanien besuchen wollte. Sobald sie auf die Hauptstraße einbogen, erkannte sie auch, warum. Einige Gegenden von Tasmanien waren für Touristen ein Paradies auf Erden und boten eine atemberaubende Aussicht, flauschige Tiere, edlen Wein und bestes Essen, aber Mount Bastion gehörte eindeutig nicht dazu.

Stattdessen gab es hier einen Gemischtwarenladen, zwei heruntergekommene Pubs, ein schäbig wirkendes China-Restaurant und ein

Gemeindezentrum, das laut dem Schild davor an den meisten Dienstagen geöffnet hatte. Keine Schule, keine Arztpraxis. Welcher Industriezweig auch immer diesen Ort früher am Leben gehalten hatte, er war längst verschwunden. Dagegen war Port Bannir das reinste Manhattan.

Das Antiquitätengeschäft in einem Gebäude aus der edwardianischen Zeit wirkte dazwischen fehl am Platz. Bess fragte sich, wo die passende Kundschaft für den Laden herkommen sollte.

Als sie die leere Straße entlangfuhren, drehten sich zwei Einheimische nach ihnen um.

»Sollen wir uns irgendwo was zum Mittagessen suchen? Oder hat deine Freundin uns eingeladen?«

»Sie ist keine Freundin«, erwiderte Margaret. »Wie schon gesagt, es ist fünfundzwanzig Jahre her. Und nein, sie hat nur von Diebstählen und Sabotage gesprochen, von Mittagessen war keine Rede. Aber nach der Sache mit der Scherbe im Sandwich würde ich vorschlagen, dass wir unterwegs was essen.«

Der erste Pub hatte zu, an dem anderen hing ein Schild: *Küche aufgrund von Erkrankung geschlossen*.

Margaret zog die Augenbrauen hoch, und Bess sagte: »Versuchen wir es im Gemischtwarenladen.«

Kaum hatten sie die Ladentüren geöffnet, drehten sich die Anwesenden zu ihnen um und starrten sie an. Bess' Blick fiel auf ihre Spiegelbilder in der Tür eines Kühlschranks. Margaret war groß und dünn, ihre kurzen, dunklen Haare waren zurückgekämmt. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, bis hin zu den schwarzen Lederstiefeln und den dazu passenden Handschuhen. Bess dagegen war klein und füllig. Sie trug eine Brille, deren Form an die von Katzenaugen angelehnt war, eine Jacke mit psychedelischem Muster und eine selbst gestrickte Mütze, die einen Oktopus darstellte. Die Tentakel hingen ihr über den Rücken.

Es wurde mucksmäuschenstill. Wenn bisher jemand Klavier gespielt hätte, hätte er sofort aufgehört. Bess nahm zwei Flaschen Saft aus dem Kühlschrank und achtete darauf, alle anzulächeln, als sie sich dem Tresen näherte. Schließlich hallte es aus dem Wald bekanntlich immer so zurück, wie man hineinrief. Meistens jedenfalls.

»Die Tankstelle ist am Ende der Straße«, platzte es aus jemandem heraus. »Da verkaufen sie auch Straßenkarten, falls Sie sich verfahren haben.«

»Vielen Dank.« Bess lächelte weiter. »Aber wir sind genau da, wo wir sein wollen.«

Margaret bestellte in deutlich weniger freundlichem Ton ein Würstchen im Schlafrock. An Bess gewandt fragte sie leise: »Stört es dich, dass wir hergekommen sind? Ich weiß nicht, was bei Vivienne vor sich geht. Aber wir bleiben nicht lange.«

»Natürlich nicht. Ich liebe es, neue Orte und Leute kennenzulernen ...« Bess wandte sich an die Frau hinter dem Tresen. »Ist einer Ihrer Pies vegetarisch?«

Die Frau starrte sie an, als hätte sie Pfauenzungen in Wackelpudding bestellt. »Nein.«

Okay, vielleicht nicht alle neuen Leute. Sie bestellte eine Pastete, die vague an ein Fossil erinnerte. Inzwischen klang sie nicht mehr ganz so gut gelaunt.

Anschließend wandte sie sich wieder an die Verkäuferin. »Wir suchen nach der Renfeld Lane Nummer sieben. Wissen Sie vielleicht ...?«

»Nein.« Sie bekam ihre Antwort, bevor sie den Satz beendet hatte. Danach widmete sich die Frau sofort wieder ihrer Kasse. Als Bess einen Blick über die Schulter warf, fiel ihr auf, dass alle Anwesenden schwer mit irgendetwas beschäftigt wirkten.

Während Margaret bezahlte, betrachtete Bess die Anschlagtafel der Gemeinde neben der Tür. Es wurden Schafbäder gegen Räude, die Dienste eines Kammerjägers, eine Seelsorge-Hotline und der Tanzabend des Rotary Clubs beworben, der heute Abend stattfinden sollte. Daneben prangte ein großes Poster, das mehrere andere Flyer verdeckte. Darauf war ein korpulenter Mann mit langen, grauen Locken, einem Akubra-Hut aus Leder, einem weiten Schal und einer selbstzufriedenen Miene zu sehen.

»Dorian Visser – Live. Unser ortsansässiger Autor liest aus seinem unjubilanten Werk *Crossroads House: Willkommen in Australiens Spukhaus Nummer 1.*«

Sie wollte gerade Margaret zu sich rufen, als auf ihrem Handy eine Nachricht einging. »Oh. Wow.«

»Gute Neuigkeiten?«

»Ja!« Bess nahm sich zusammen. »Na ja, eigentlich nicht. Der Chefkurator hat sich beim Skifahren beide Beine gebrochen, und das ausgerechnet jetzt, da seine Vertreterin in Mutterschaftsurlaub gegangen ist.«

»Mein Beileid. Beiden.«

»Jetzt ist die Galerie nicht mehr ausreichend besetzt.« Bess biss sich in die Unterlippe. »Und sie müssen mit der Planung der Ausstellung für die nächste Saison anfangen.«

»Wirklich? Vielleicht wünschen sie sich jetzt, dass sie nicht monatelang alle deine Ideen abgeschmettert und sich sinnlose Aufgaben hätten einfallen lassen, um dich zu beschäftigen.«

Bess las die Nachricht erneut. »Das könnte meine große Chance sein.«

»So, wie die dich behandelt haben, haben sie es nicht verdient, von deiner harten Arbeit und deinem Talent zu profitieren.«

»Vielleicht, aber ich kann im Augenblick wohl kaum kündigen, oder?«, sagte Bess, ohne weiter nachzudenken, nur um es sofort zu bereuen. Sie wollte Margaret nicht das Gefühl geben, dass ihre Arbeitslosigkeit Bess zwang, weiter an einem verhassten Job festzuhalten, nur um die Rechnungen zu bezahlen. Allerdings lag darin durchaus ein Körnchen Wahrheit.

»Wenn ich eine wirklich große Ausstellung vorzuweisen hätte, könnte ich auf dem Höhepunkt meines Schaffens gehen«, fuhr sie fort. »Das würde sich auf meinem Lebenslauf richtig gut machen, und ich würde mich dadurch wohler damit fühlen, dass wir in den Urlaub gefahren sind. Außerdem könnte ich diesen Affen beweisen, dass meine Anwesenheit nicht so selbstverständlich ist, wie sie gedacht haben.« Es gab schlechtes Karma, bitteren Gedanken nachzuhängen, aber manchmal musste man sich eben gestatten, nicht perfekt zu sein. »Die können mich mal.«

Margaret trat von einem spitzen Stiefel auf den anderen. »Es ... tut mir leid. Wie dein Arbeitgeber mit dir umgesprungen ist, ist inakzeptabel. Und das alles wegen mir.«

Nachdem Bess' ehemaliger Chef Leon in seiner eigenen Galerie erstochen worden war, hatten viele Leute in Port Bannir gedacht, dass Margaret als Konkurrentin dahintersteckte. Es hatte ihnen überhaupt nicht gefallen, dass Bess an ihre Unschuld geglaubt und alles getan hatte, um zu beweisen, dass sie recht hatte.

Sie nahm Margaret am Arm und spürte die sehnige Kraft, die sich darin verbarg. »Das war es zu hundert Prozent wert.«

Sie spürte, dass sie durch das Schaufenster beobachtet wurden, als sie sich reckte, um Margaret entschieden auf den Mund zu küssen.

Und ihr könnt mich auch mal, hätte sie ihnen am liebsten zugerufen. Aber stattdessen brachte sie ein breites, fröhliches Lächeln zustande. Die beste Form der Rache war immer noch, ein großartiges Leben zu führen.

»Los jetzt. Fahren wir zu Vivienne. Ich kann es nicht erwarten, sie kennenzulernen.«



»Oh Mann«, stieß Bess eine Viertelstunde später aus, als sie vor einem hohen Eisentor hielten, das vor hundert Jahren bestimmt sehr elegant gewesen war. Inzwischen war es halb von Kletterpflanzen bedeckt. Der Schriftzug *Crossroads House* war in die Gitter eingelassen worden.

Das Grundstück ging an der Rückseite in einen Nationalpark über und war von Blauem Eukalyptus, Blutholzbäumen und Silber-Banksien umgeben. Der Garten musste einmal sehr schön gewesen sein, doch inzwischen hatten der Lavendel und die Stockrosen Schwierigkeiten, sich gegen die Brombeeren und das Unkraut durchzusetzen.

Bess tat es um solche Orte leid. Am liebsten wäre sie mit einer Rosenschere, einer Schaufel und einem Sack Bio-Rindenmulch über den Zaun gesprungen.

»Was zum ...« Margaret starrte ungläubig und mit offenem Mund nach vorn. »Sie kann doch unmöglich hier wohnen?«

Beim Haus selbst handelte es sich um ein marodes, altes Herrenhaus mit abgesackten Giebelfenstern und Moos auf dem Dach. Von den Säulen, die die vordere Veranda stützten, blätterte die Farbe ab.

Bess bemühte sich, sich auf das Positive zu konzentrieren. »Nun ja, es hat auf jeden Fall Charakter.«

»Und Termiten.«

»Komm schon, das ist doch spannend.« Bess verteidigte immer die Unterdrückten, selbst wenn es sich um Häuser handelte. »Wie würdest du es architektonisch einordnen?«

»Als Verbrechen?« Margaret wand sich. »Es ist nicht zu übersehen, dass es ein paarmal umgebaut worden ist. Schwerfälliges viktorianisches Herrenhaus auf dem Land fällt in der edwardianischen Zeit Neureichen in die Hände, dazu noch ein Hauch Art déco und ... Was haben sie sich nur dabei gedacht, Wasserspeier anzubringen?«

»Aber wenn die Besitzerin es sanieren lässt, könnte es eine Menge Geld wert sein.« Bess ging als Erste durch das Tor. »Ich frage mich, warum sie bisher darauf verzichtet hat.«

»Vielleicht habe ich die Adresse falsch verstanden.« Margaret blieb hinter ihr zurück. »Vivienne würde nicht mal in die Nähe von so was gehen.«

»Sei nicht albern. Es ist doch nur ein Haus.« Bess marschierte über den von Ferkelkraut überwachsenen Kiesweg. Als sie sich dem Eingang näherte, fuhr sie fort: »Orte kommen uns nur gut oder schlecht vor, weil wir ihnen eine gewisse Bedeutung zuschreiben. Wenn wir diese Vorstellung loslassen, einfach durchatmen und den Moment ...«

»In der Bruchbude? Da atmen wir höchstens Schimmelsporen ein.«

»... in uns aufnehmen, können wir unsere Vorurteile hinter uns lassen und die Dinge akzeptieren, wie sie sind«, beendete Bess ihren Satz. Sie sprach laut genug, um Margarets ungläubiges Schnauben zu übertönen. »Versuch doch mal, mit mir zu meditieren. Nur eine Minute.«

»Nein, danke.«

»Du kannst nicht mal eine Minute erübrigen?« Bess hatte die Treppe zur Haustür erreicht, sah jedoch keinen Grund zu hetzen. Sie schloss die Augen und breitete die Arme aus. »Ich wackele jetzt mit den Zehen und spüre den Boden unter mir.« Ihr erweitertes Empfinden brachte sie zum Lächeln. »Ich mache mir meine Atmung bewusst und dass jeder Atemzug anders ist als der davor. Genau wie jede Sekunde unseres Lebens.« Sie schüttelte die Schultern aus, um jede Anspannung abzustreifen. »Und ich wiederhole innerlich: Ich bin in Sicherheit, ich werde geliebt, mir ist vergeben.«

Ihr war klar, dass Margaret ihren Ansatz für Hippie-Unsinn hielt. Bess wünschte, es wäre anders. Wenn Margaret sich dazu durchringen könnte, an so etwas zu glauben, wäre sie sicher glücklicher.

Bess stieß ein letztes Mal auf geradezu köstliche Weise die Luft aus, bevor sie herumwirbelte, um zu beweisen, wie gut ihr diese Minute getan hatte. Allerdings geriet sie mit dem Fuß in einen Kaninchenbau und landete krachend im Kies. Dabei prallte sie gegen einen schweren Gegenstand, der prompt umfiel und sie mit etwas Feuchtem, Kalten und Stinkendem übergoss. Anschließend traf das Objekt auf etwas anderes, das klirrend zerbrach.

Wasser sickerte durch Bess' Kleidung. Sie war über ein Vogelbad gestolpert. Offensichtlich war es eine ganze Weile nicht gereinigt worden, sodass sie nun überall mit Teichablagerungen und schleimigen Blättern bedeckt war. Das Vogelbad war zerbrochen, als es auf den anderen Gegenstand gefallen war, bei dem es sich um eine Gartenstatue gehandelt haben mochte. Vielleicht um eine Nymphe. Viel war nicht mehr davon übrig.

Margaret half ihr auf die Beine. »Hast du dir wehgetan?«

»Alles bestens.« Bess betrachtete die Scherben. »Aber das ist nicht gut.«

»Ich würde sagen, dass du den Wert der Immobilie gerade um ein paar Hundert Dollar gesteigert hast.«

Die Haustür schwang auf. Zwei Frauen erschienen im Durchgang, eine saß in einem Rollstuhl. Die jüngere der beiden war schwächling und hatte stechende grüne Augen und lange, weißblonde Haare, die sie zurückgebunden trug. Sie schien in den Vierzigern zu sein, aber ihre Haut war makellos und sehr blass, als hätte man ihr ihr Leben lang verboten, nach draußen zu gehen. Etwas Zartes ging von ihr aus, aber ihre hohen Wangenknochen und das spitze Kinn sprachen von einer gewissen Stärke.

Die andere Frau musste die neunzig bereits hinter sich gelassen haben. Sie war dünn wie ein Streichholz, ihr Körper war eingefallen und verhärtet, als hätte das Leben ihr sämtliche Kraft entzogen. Ihre spröden, weißen Haare waren zurückgekämmt und mit einer teuer wirkenden Haarnadel aus Silber auf dem Schädel zusammengesteckt. Passende Ohrringe mit schweren Anhängern dehnten die faltigen Ohrläppchen fast bis zu den Schultern. Die Hände der Frau, mit denen sie die Lehnen des Rollstuhls umklammert hielt, waren verkrümmt und von Adern durchzogen, machten aber den Eindruck, als hätte einmal viel Kraft in ihnen gesteckt.

Die beiden wirkten wie eine alte, aber mächtige Hexe und eine traurige Fee, die unter dem Bann der Alten stand. Sie starrten Bess an, die patschnass neben den zerbrochenen Gartendekorationen stand, während ihr der Schleim von der Oktopusmütze rann.

Mit einem tiefen Krächzen wandte sich die alte Frau an die jüngere. »Wirf sie raus. Du weißt, dass ich hier niemanden haben will.«

Die jüngere zuckte zusammen, als würde sie diese Regel nur allzu gut kennen.



Margaret kam es vor, als hätte sie beim Treppensteigen eine Stufe übersehen. Die junge Frau war Vivienne?

Seit fünfundzwanzig Jahren waren die Erinnerungen an Vivienne in Endlosschleife in dem abgedunkelten Kino ihres Hinterkopfs abgelaufen. Vivienne, die französische Zigaretten ohne Filter geraucht und deren Haare im regendurchtränkten Licht der Straßenlaternen wie Platin geschimmert hatten. Vivienne, die über den Louvre, das Tate Modern und die Uffizien geredet hatte, die mit ihrer jungen Stimme erklärt hatte, dass sie zwar

alle ganz nett seien, aber nicht mehr das, was sie mal gewesen seien. Aber die Buchmann-Galerie in Deutschland, die sei interessant und auf dem neuesten Stand. Sie hätte nichts dagegen, sie mal zu besuchen.

Vivienne und sie waren am Wasserbecken rund um die Melbourne National Gallery entlanggeschlendert und hatten mit gut gelaunter Abscheu die dunkle Stadt betrachtet. Im Wasser zu ihren Füßen hatten Hunderte Münzen geschillert, die Besucher für ein bisschen Glück hineingeworfen hatten und die nun vor sich hin rosteten.

»Menschen sind die reinsten Schafe«, hatte Vivienne verkündet. »Man muss schon selbst für sein Glück sorgen.« Sie war auf der Mauer um das Becken entlangbalanciert, bis diese immer höher wurde und ihre hochgeschnürten High Heels auf einer Höhe mit Margarets Herzen gewesen waren. Margaret hatte die Arme ausgestreckt, um ihr nach unten zu helfen.

Wie konnte Vivienne hier sein?

In den fünfundzwanzig Jahren seit der Nacht der Abschlussfeier hatte sie sich oft gefragt, was Vivienne machte. Die jüngere Margaret hatte sich darüber den Kopf zerbrochen, während sie sich mit Jobs als Junior-Kuratorin über Wasser gehalten hatte, die ein Hohn für ihre Ausbildung und ihre Fähigkeiten gewesen waren. Und später hatte sie sich wieder dasselbe gefragt, als sie daran gearbeitet hatte, ihr Meereskundemuseum aufzubauen, während sie sich mit einer feindseligen Stadtbevölkerung herumgeschlagen und um ihren alternden, jähzornigen Vater gekümmert hatte.

Die Vorstellung, dass Vivienne im Vatikan über mittelalterlichen Manuskripten brütete oder in der British Library Shakespeare-Ausgaben aus dem 17. Jahrhundert restaurierte, hatte sie auf merkwürdige Weise aufgemuntert. Vivienne, immer selbstsicher, schick und irgendwie überirdisch, die sich diesen Aufgaben für Experten widmete, bis sich eine bessere Gelegenheit bot. Zum Beispiel als Beraterin für eine geheime Regierungsbehörde oder indem sie in den niederen Adel einheiratete.

Margaret hätte nie gedacht, dass Vivienne in einem baufälligen alten Haus und in einer Stadt enden würde, die noch schäbiger und einsamer gelegen war als Port Bannir. Und das, um sich um eine alte Verwandte zu kümmern, die sogar noch schlimmer schien als Margarets Vater.

Das war alles falsch.

Es brachte sie aus dem Gleichgewicht, und aus unerfindlichen Gründen fühlte sie sich betrogen.



»Bitte machen Sie sich keine Gedanken«, wiederholte Vivienne zum fünften Mal.

Bess war der Meinung, dass es nach einem solchen Zwischenfall reichte, sich einmal zu entschuldigen, die anfallenden Reparaturkosten zu übernehmen und das Ganze hinter sich zu lassen. Entsprechend hätte sie am liebsten erwidert: *Tu ich nicht. Aber du bist offensichtlich der Meinung, dass ich mir Gedanken machen sollte.*

Der Besuch lief nicht gut.

Die Zierelemente im Garten zu beschädigen, war ein schlechter Start gewesen. Vivienne hatte darauf bestanden, Bess trockene Kleidung zu leihen, was theoretisch sehr nett von ihr war. Aber dann hatte sie in ihrem Kleiderschrank gewühlt und mehrere Teile in XS herausgesucht, die unmöglich passen konnten, bevor sie Bess einen mit Rüschen besetzten, rosa Morgenmantel gereicht hatte. »Echte edwardianische Spitze in Pfirsich-tönen«, hatte sie erklärt. Der Farbton biss sich mit Bess' roten Haaren, dass es einem die Tränen in die Augen treiben konnte. Nicht, dass Bess an Schönheitsideale glaubte oder daran, dass Frauen sich in der Wahl ihrer Farbpalette einschränken sollten. Vermutlich sah Vivienne das jedoch anders.

Während Vivienne ihr auf subtile Weise zu verstehen gab, dass sie nicht willkommen war, zeigte ihre Großmutter ihren Widerwillen ganz offen. Wenn Ivy Bess nicht gerade aus trüben Augen anstarrte und lauthals »Wer ist die fette Kuh mit den roten Haaren?« oder »Warum hast du ihr erlaubt, mein Eigentum zu zerbrechen?« blaffte, griff sie nach Vivienne und fauchte: »Wer sind Sie überhaupt? Wo ist meine Viv?«

»Ich muss mich für sie entschuldigen«, flüsterte Vivienne Margaret zu. »Ihre Schmerzmittel machen sie ganz verwirrt.«

Das war natürlich furchtbar. Bess versuchte, Mitgefühl für die beiden aufzubringen.

Obwohl Crossroads House von außen heruntergekommen wirkte, war es von innen ordentlich und funktional eingerichtet. Es waren einige Reparaturen nötig – stellenweise waren die Wände nur notdürftig verputzt, und die Möbel schienen mindestens achtzig Jahre auf dem Buckel

zu haben –, aber die beiden Frauen, die hier lebten, schienen sich so weit wohlfühlen. Im Flur gab es einen Treppenlift, mit dem Ivy nach oben und unten fahren konnte.

Am oberen Ende der Stufen entdeckte Bess einen Alkoven. Darin thronte ein Sockel mit einer gläsernen Vitrine, die irgendeinen Gegenstand enthielt. Sie kniff die Augen zusammen. »Ist das ein Tierschädel?«

Aber ihre Begleiterinnen waren bereits weitergegangen.

Die Wände des Eingangsbereichs waren mit Schwarz-Weiß-Fotos geschmückt, die das Anwesen zu seinen Glanzzeiten zeigten. Rinder grasten auf sonnenbeschienenen Wiesen, während Arbeiter umherheilten und Karren mit Baumstämmen und Gestein füllten. Auf den Bildern war Crossroads House ganz neu erbaut und prahlte geradezu mit dem Wohlstand der Erbauer – jeder Dachziegel und jeder Stein schien zu glänzen. Menschen posierten in der Einfahrt neben uralten Autos: Männer in dreiteiligen Anzügen und mit gewachsenen Schnurrbärten, daneben Frauen in edwardianischer Spitze und mit enormen Hüten.

Wohin waren all die Umtriebigkeit und der Erfolg verschwunden?

Ivy fuhr Vivienne an. »Warum hast du Fremde eingeladen? Du weißt doch, dass wir so etwas nicht tun.«

Bess wollte fragen: *Warum nicht?* Aber nach dem Vorfall mit dem Vogelbad wollte sie keine weiteren Spannungen verursachen.

Vielleicht hatte Ivy Angst um ihre Antiquitäten. Das Haus war voll davon. Empfindliche Reiseuhren aus Messing und Emaille tickten auf einer Kommode, auf den Beistelltischen standen chinesische Vasen und anmutige Porzellanschäferinnen spähten aus den Glastüren der Schränke.

Bess warf zwei Messingstatuen und einen Schirmständer um. Sie war eigentlich nicht besonders tollpatschig, aber sie war an ein kleines Haus voll robuster, bunter Gegenstände gewöhnt, die sie selbst hergestellt hatte. Dinge, von denen sie wusste, dass sie sie reparieren oder zu etwas anderem weiterverarbeiten konnte, falls sie kaputtgehen sollten.

Was hatte es für einen Sinn, in einem so gigantischen Haus zu leben und auf Zehenspitzen um die eigenen Habseligkeiten herumzuschleichen?

Nichtsdestotrotz hätte sie Crossroads House auch weiter positiv gegenübergestanden, aber Viviennes Benehmen war in Bess' Augen nur schwer zu entschuldigen.

Ihre Gastgeberin hatte Bess kaum eine Frage gestellt. Sie war viel zu sehr damit beschäftigt, Margaret auszuquetschen und so aufmerksam ihren Antworten zuzuhören, als arbeite sie an Margarets Biografie.

Als diese schließlich erzählte, dass sie ein eigenes Museum gehabt hatte, klatschte Vivienne in die Hände. »Ich wusste, du würdest etwas Ausgefallenes machen. Du warst schon immer jemand, der seinen Leidenschaften gefolgt ist. Zum Teufel mit dem Rest der Welt.«

Doch als Margaret von ihren Schwierigkeiten mit der Personalführung, den Zulieferern und den Besuchern berichtete, zog Vivienne ihre perfekt gezupften Augenbrauen hoch. »Ich kann mir nicht mal vorstellen, wie du das geschafft hast. Jeden einzelnen Tag! Ich kann es einfach nicht ertragen, mich mit Menschen herumzuschlagen.«

Und sie winkte ab, als Margaret erwähnte, dass sie inzwischen auch nicht mehr in dem Auktionshaus in der Stadt beschäftigt war. »Die meisten Leute, die in solchen Häusern arbeiten, sind Schwachköpfe. Wenn sie nicht klug genug waren, um deinen Wert zu erkennen, war es nur richtig, dass du gegangen bist«, meinte Vivienne.

Während sie den beiden folgte und dem Gespräch lauschte, konnte Bess nicht anders, als Viviennes Reaktionen mit ihren eigenen zu vergleichen. Früher in Port Bannir hatte sie Margaret immer wieder gerüffelt, weil sie zu streng zu ihrem Personal war. Sie hatte Margaret geraten, erst einmal abzuwarten und in Ruhe nachzudenken, bevor sie die Stelle im Auktionshaus beleidigt hinwarf. Und bei ihrer ersten Begegnung hatten sie sich wegen eines Dildos aus dem 19. Jahrhundert in die Haare bekommen. Außerdem hatte sie Margaret deutlich zu verstehen gegeben, dass sie ihr Museum für kalt, wenig einladend und in etwa so spannend wie Spülwasser hielt.

War am Ende sie, Bess, diejenige, die zu negativ dachte? Die Vorstellung verstörte sie.

Auf der anderen Seite hätte sie am liebsten die Augen verdreht und zu Vivienne gesagt: *Komm schon. Du kannst doch unmöglich alles, was Margaret je getan hat, so verdammt beeindruckend finden.*

Und was war mit Margaret selbst? Sie benahm sich eigenartig. Ihre übliche Arroganz, ihre Strenge und die Aura von Autorität waren verschwunden. Stattdessen wirkte sie verlegen, fast ratlos. Immer wieder warf sie Vivienne nervöse Blicke zu, als könnte sie kaum glauben, was hier geschah. Was hatte es damit auf sich?

Mühsam munterte Bess sich innerlich auf und wechselte das Thema. »Also, Vivienne. Erzählen Sie doch mal von diesem Haus. Es muss

fantastisch sein, hier zu wohnen«, sagte sie, um sich in das Gespräch einzubringen.

»Oh!« Vivienne wirkte so überrascht, als hätte sie ihre zweite Besucherin ganz vergessen. Sie ging vor Bess und drehte sich nun nach ihr um. Ihre Haare, die von einer Spange zurückgehalten wurden, schlangen als einzelne schimmernde Woge zwischen ihren Schultern. »Nun, ich nehme an, das ist es. Teile des Anwesens lassen sich auf 1837 datieren.«

»Wirklich?« Bess überlegte, das Poster am Anschlagbrett der Stadt zu erwähnen, auf dem es hieß, dass es in Crossroads House spuke.

Aber Vivienne wandte sich bereits wieder Margaret zu. »Natürlich sind umfassende Reparaturen nötig. Mehr, als wir uns derzeit leisten können.«

»Was redet sie da?«, wollte Ivy wissen. »Geht es um Geld? Du kriegst mein Geld nicht, Missy.«

»Ich will dein Geld nicht, Ivy.« Vivienne sprach die alte Frau nie als Gran oder Nanna an, wie Bess auffiel.

»Was weißt du auch schon über Geld?«, fragte Ivy. »Du hast dich doch dein ganzes Leben lang wie ein Maulwurf in irgendeiner Bibliothek vergraben. Wer verdient schon Geld, indem er Bücher liest? Lächerlich. Warum bist du nicht verheiratet?«

»Ich restauriere und bewahre damit seltene Ausgaben in der State Library in Hobart«, erinnerte Vivienne sie.

Ivy schnaubte nur. Bess fand, dass sich der Job interessant anhörte. Unter anderen Umständen hätte sie Vivienne danach gefragt.

»Aber als Ivy krank geworden ist ...«, fuhr Vivienne fort.

»Ich gehe in kein verdammtes Pflegeheim, Missy. Die Idee kannst du dir dahin stecken, wo die Sonne nicht scheint!« Ivy tastete nach einem Beistelltisch. »Wo ist meine Brille?«

»Du hast sie heute Morgen zerbrochen, weißt du nicht mehr? Wir besorgen dir in der Stadt eine neue«, sagte Vivienne. Müde fügte sie hinzu: »Weiß der Himmel, wann.« Sie drehte sich zu Margaret um, und mit einem Mal lag wieder Kraft in ihrer Stimme. »Du hast also meine Nachricht bekommen. Können wir uns darüber unterhalten?«

»Sicher.«

Vivienne zögerte und warf Bess von der Seite einen Blick zu. »Es geht um ein heikles Thema.«

Ist das dein Ernst?, hätte Bess am liebsten gefragt. Sie hatte die Nase voll. Sie stellte sich vor, sich den rosa Morgenmantel mit all seinen

Rüschen herunterzureißen und nur in Unterwäsche aus dem Haus zu stampfen.

Stattdessen atmete sie dreimal tief durch und wartete darauf, dass der Impuls verflog. Als es endlich so weit war, ging ihr auf, dass es ihr eigentlich egal war. Warum regte sie sich auf? Sie waren nur einen Nachmittag lang hier, und wahrscheinlich würde sie danach keine ihrer Gastgeberinnen je wiedersehen. Sie vertraute Margaret. Was kümmerte es sie da, wie sich andere aufführten?

»Ich glaube, ich gehe ein bisschen im Garten spazieren.« Frische Luft würde ihr guttun.

Als sie ging, fiel ihr auf, dass Vivienne beschwörend die Hand auf Margarets Arm gelegt hatte.



Zu behaupten, dass Margaret bestürzt war, wäre eine Untertreibung gewesen. Sie konnte Melodramatik nichts abgewinnen. Aber sie war fast davon überzeugt, dass ihre Vergangenheit beschmutzt worden war. Wie konnte Vivienne Bolt so leben?

Diese Frau war Vivienne und gleichzeitig nicht. Sie erinnerte eher an das verblasste Negativ der jungen Frau, der Margaret am Abend ihrer Abschlussfeier begegnet war. Es besaß Viviennes ätherische Schönheit, ihren Scharfsinn und den affektierten Sarkasmus, der einem stets das Gefühl gab, Teil eines Insider-Witzes zu sein, mit dem Vivienne den Rest der Welt aufs Korn nahm. Und genau wie in jener Nacht verhielt sie sich, als würden Margaret und sie sich schon ewig kennen.

Aber wo waren ihr Optimismus und ihr Ehrgeiz? Wo war die Ausstrahlung von Selbstsicherheit, dass sie überall hingehen und alles tun konnte, was sie wollte, solange sie es als gut genug für sich befand? Wo war der Spaß, den die junge Vivienne ausgestrahlt hatte, als sie im Dunst des leichten Regens über die St. Kilda Road geschlendert waren? Während sie die herausgeputzten Massen passierten, die aus den Theatern strömten, hatte Vivienne nacheinander perfekt eine lärmende amerikanische Touristin, ein exklusives Callgirl und eine russische Spionin gegeben. Die junge Margaret, die nur selten lachte, hatte die Lippen zusammengepresst und vor unterdrückter Belustigung gezittert.

Was war aus all dem geworden?

»Tut mir leid, aber ich muss dich kurz allein lassen.« Vivienne deutete zum Wohnzimmer, während sie Ivy aus der Tür schob, damit die alte Frau sich etwas hinlegen konnte. »Ich bin gleich wieder da.«

Ivy beschwerte sich. »Wer muss wen allein lassen? Was wollen Sie hier eigentlich? Und wer ist das lange Elend in dem schwarzen Mantel?«

Margaret zuckte mit den Schultern. Man hatte sie schon als Schlimmeres bezeichnet.

Kaum hatte sie das Wohnzimmer betreten, rümpfte sie die Nase. Es roch nach Feuchtigkeit, daran konnten auch die Lüfterfrischer nichts ändern. Sie hielt nicht viel von diesem Ort. Sicher, sie hatte eine Vorliebe für historische Artefakte, aber ihre Leidenschaft galt nun mal der Seefahrt in all ihrer Relevanz für die moderne Welt. Sie liebte die Geschichten von Gefahren, verzweifelter Durchhaltevermögen und der grimmigen Würde, die damit einhergingen. Schnitzereien aus Walzähnen, Ruderhäuser, denen peitschend das Salzwasser entgegenschlug, das Werkzeug der Schiffsärzte, Pulverfässer, vergilbte Seekarten, Orden, die für Schlachten auf hoher See verliehen worden waren. Artefakte, an denen auch heute noch der Duft von Algen, Rum und Blut zu haften schien.

Solche Objekte wirkten auf Margaret belebend. Doch Ivys verspielte Wertgegenstände und die dunklen, muffigen Räume lösten das Gegenteil in ihr aus.

Sobald Vivienne zurück war, fragte sie: »Ist irgendetwas davon zu gebrauchen? Ivy hat so viel Geld für ihre verdammte Sammlung ausgegeben. Auf Kosten des Hauses, wie nicht zu übersehen ist. Ich kann nur hoffen, dass ihre Antiquitäten tatsächlich etwas wert sind.«

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, sie mir genau anzuschauen. Aber alles in allem dürften sie eine ganz hübsche Wertanlage bilden.«

»Was für eine Erleichterung. Komm, gehen wir ins Gästezimmer. Da ist noch mehr.«

Trotz der Größe des Hauses schienen Vivienne und Ivy nur einige wenige Räume zu bewohnen. Der Ostflügel sei abgeschlossen, erzählte Vivienne ihr. Dort seien zu viele Reparaturen nötig, die sie sich nicht leisten konnten.

Vivienne führte sie nach oben. Im obersten Stock angekommen, öffnete sie eine Schlafzimmertür. »Die hat Ivy vor Jahren gekauft.«

Margaret warf einen Blick durch die Tür und zuckte zurück.

Der ganze Raum war voller Puppen. Porzellanpuppen mit Lederkörpern und in Reifröcke gekleidet, nackte Kewpie-Puppen mit riesigen Augen und Flügeln, Clownspuppen mit beweglichen Gelenken und Haaren aus Schafsfell, Soldatenpuppen aus dem Ersten Weltkrieg und Charakterpuppen, in deren Gesichter blaue Glasaugen eingelassen waren und die an echte Kinder erinnerten. Sie waren auf dem Bett, auf der Fensterbank und oben auf dem Kleiderschrank arrangiert. Sie spähten aus Schubladen und Kartons. Einige saßen auch auf kleinen Schaukeln, die von der Decke hingen.

»Ivy behauptet, sie sind Zehntausende von Dollar wert.« Vivienne rümpfte die Nase. »Abstoßend, oder? Aber komm rein. Hier stört uns niemand.«

»Bist du dir sicher? Ich finde den Anblick nämlich ziemlich *verstörend*.«

Vivienne schloss die Tür hinter ihnen.

»Du hast mir noch gar nicht erzählt, was du in den letzten fünfundzwanzig Jahren getrieben hast«, sagte Margaret. Wie eigenartig, dass sich ihr Gespräch bisher nur um sie gedreht hatte.

»Oh, keine Sorge. Ich habe hier kein Vierteljahrhundert festgesessen.« Vivienne seufzte. »Auch wenn es sich manchmal so anfühlt.«

»Als wir uns verabschiedet haben, warst du auf dem Weg nach Rom, um dein Stipendium anzutreten.«

»Ja, das war zauberhaft. Der blaue Himmel Italiens, die Kunst, die Kohlenhydrate ...« Vivienne zuckte auf dieselbe Weise die Schultern, wie auch schon in der Nacht der Abschlussfeier. Es war, als wolle sie sagen: *Es war fantastischer, als die meisten Leute sich auch nur ausmalen können, aber für mich war es nichts Besonderes.*

»Und hinterher?«, drängte Margaret. Sie versuchte immer noch, diese Vivienne mit der aus ihren Erinnerungen in Einklang zu bringen. »Du hast davon geredet, dass du nach Köln willst. Nach Seoul und Tokio ...«

»All das und mehr.« Vivienne lächelte schief. »Irgendwann erzähle ich dir die ganze Geschichte. Aber im Augenblick fressen Ivys Medikamentenplan und ihre unzuverlässige Blase meine ganze Zeit auf. Ich hoffe daher, du nimmst es mir nicht übel, wenn wir sofort zum Punkt kommen.«

Sie klang abschätzig, aber das konnte Margaret ihr nicht vorwerfen. Sie hatte sich selbst um sterbende Menschen gekümmert. Sie wusste, wo

der Hase langlief. Aber sie hätte sich nie vorgestellt, dass Vivienne, die coole, einsame Wölfin, je so etwas tun müsste.

»Du hast in deiner Nachricht erwähnt, dass jemand Ivy bestiehlt und ihre Pflegerinnen verscheucht hat. Und dass du glaubst, dass jemand im Haus war.«

»Genau.« Vivienne zögerte. »Na ja, vielleicht. Es ist schwer zu sagen. Als Ivy mich angerufen hat und ich angereist bin, war sie schon sehr krank. Ich bin mir nicht sicher, was hier los war, bevor ich hergekommen bin. Selbst wenn sie sich noch erinnern würde, könnte es sein, dass sie es mir aus reiner Sturheit nicht erzählt. Trotzdem, ich muss mich um sie kümmern. Ich weiß, dass sie ein ziemlicher Besen ist, aber sie war zu lange allein.«

Margarets Neugier war geweckt. »Ein Anwesen so weit außerhalb der Stadt ... Das ist für Diebe sicher verlockend. Sind dir je fremde Autos aufgefallen, die vor dem Haus entlangefahren sind?«

»Nein.«

»Bekommt ihr öfter Besuch? Kommen Angestellte oder Pflegekräfte vorbei?«

»Nein.« Vivienne spielte mit ihrer Perlenkette. »Nicht nach dem, was den letzten beiden passiert ist. Die Gemeindeschwester kommt ab und zu vorbei, und dann ist da noch die Frau, die sich um den Garten kümmert.«

Margaret gab sich Mühe, ihre ungläubige Miene im Zaum zu halten.

»Na ja, ich habe nicht behauptet, dass sie gut ist. Hier draußen ist es schwer, Hilfe zu bekommen. Was Besuch angeht ... Ivy hat erzählt, dass Alan Moore vom Antiquitätengeschäft früher vorbeigekommen ist, wenn er ihr etwas abkaufen oder anbieten wollte, aber damit hat er letztes Jahr aufgehört. Vielleicht hat sie ihn beleidigt. Dann ist da noch dieser Visser, ein Lokalhistoriker.«

»Visser?« Der Name sagte Margaret etwas.

»Ich weiß seinen Vornamen nicht mehr. Ivy hat gesagt, dass er sie früher besucht und merkwürdige Fragen über das Haus gestellt hat. So wie sie ihn dargestellt hat, habe ich ihn für einen Spinner gehalten, aber sie schien ihn witzig zu finden. Sie hat einen seltsamen Sinn für Humor. Zum Schluss wäre da Janine Jones. Sie ist von der Historischen Gesellschaft und hat ein paarmal angerufen und darum gebeten, ein paar von Ivys Antiquitäten ausstellen zu dürfen. Sie scheint ein ziemlich unangenehmer

Mensch zu sein, und Ivy ging es nicht gut genug, um mit ihr zu reden. Daher habe ich sie abgewimmelt.«

»Was ist mit Freunden oder Verwandten?«

»Ich glaube, so etwas hat sie nicht.«

»Was stimmt denn mit Ivy eigentlich nicht?«

Vivienne schien nichts dagegen zu haben, dass sie so direkt fragte. »Such es dir aus. Herzgeräusche, Infektionen, Arthritis. Vor zwei Jahren hatte sie Krebs. Das hat sie mir aber erst vor Kurzem verraten. Ich bin mir sicher, dass er wieder da ist.« Sie stieß die Luft aus. »Ich bin keine Ärztin, aber ich würde sagen, dass ihr höchstens noch ein Jahr bleibt. Und egal, was sie von Pflegeheimen hält: Sie wird sich bald damit abfinden müssen. Ich schaffe das nicht mehr.«

»Das tut mir leid.« Wenn Margaret ein etwas offenerer Mensch gewesen wäre, hätte sie Vivienne vielleicht umarmt. Stattdessen sagte sie ungeschickt: »Du hast mein Mitgefühl, aber ich weiß nicht, wie viel ich für dich tun kann. Ich weiß nicht, wie man einen Dieb oder Saboteur aufspürt.« Sie ging zum Fenster und wünschte, sie könnte etwas frische Luft hereinlassen. Das Glas war schmutzig, und die Holzrahmen waren im Begriff zu verrotten.

»Es ist schön, dich wiederzusehen, Margaret.«

Als sie sich umdrehte, stand Vivienne hinter ihr und sah zu ihr auf. Ihre Augen waren hellgrün wie frisches Moos.

»Ich jammere die ganze Zeit über meine Probleme«, meinte sie. »Dabei muss das letzte Jahr die Hölle für dich gewesen sein. Ich habe ja erzählt, dass ich dich geogoogelt habe. Ich hoffe, es stört dich nicht, dass ich es erwähne, aber ich habe die Traueranzeige deiner Schwester gesehen. Mein Beileid.«

»Nun ...« Margaret wusste nie, wie sie mit Beileidsbekundungen umgehen sollte. Nicht, dass man ihr viele entgegengebracht hatte.

»Krebs, nicht wahr? Hast du dich um sie gekümmert?«

An Margarets Wange zuckte ein Nerv. »Ja. Bis ... bis ich es nicht mehr konnte.«

»So etwas verändert die Perspektive auf die Dinge vollkommen, oder? Kein Wunder, dass du dich nicht mehr auf die albernem, politischen Spielchen auf der Arbeit einlassen wolltest.«

»Mag sein.« Durch das trübe Glas sah Margaret Bess unten im Garten. Sie unterhielt sich mit einer Frau mit kastanienbraunen Haaren, kurz wie

die Borsten einer Zahnbürste, und einem Piercing in der Augenbraue. Sie trug ein Kakihemd, von dem sie die Ärmel abgetrennt hatte, sodass ihre sonnengebräunten, muskulösen Arme zu sehen waren.

War das die Gärtnerin, die nichts zustande brachte? Sie stand auf eine Schaufel gestützt da und grinste Bess an.

Margaret runzelte die Stirn. Sie wünschte, sie wäre ebenfalls unten im Garten.

»Hör mal, Vivienne.« Normalerweise hätte sie kein Problem damit gehabt, jemandem zu sagen, dass sie nicht helfen konnte. Aber in diesem Fall brachte sie die Absage nicht über die Lippen. Vielleicht lag es daran, dass der Begriff Krebs gefallen war, oder an der Erwähnung von Deirdre. Oder vielleicht war es einfach der Schock, Vivienne in einer so elenden Situation zu erleben. Sie hatte Vivienne als eine Art Heldin in Erinnerung behalten, und Heldinnen sollten nicht so enden. »Ich kann mir die Sammlung deiner Großmutter mal anschauen. Aber ob ich dir in den anderen Punkten weiterhelfen kann, weiß ich nicht.«

»Oh, das ist perfekt!« Vivienne ergriff ihre Hand. »Du hast keine Ahnung, wie viel mir das bedeutet.«

»Na ja ...« Margaret trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen.

Im Garten schien Bess etwas Lustiges gesagt zu haben, denn die Frau mit der Schaufel lachte und stieß ihr spielerisch gegen die Schulter. Margaret malte sich aus, eine der alten Puppen nach der Gärtnerin zu werfen und ihr das dämliche Piercing rauszuschlagen.

Vivienne hielt immer noch Margarets Hand. Ihre Finger waren kühl und weich und schlossen sich wie Farnwedel um ihre.



Allmählich fühlte Bess sich wohler in dem rosa Morgenmantel mit all den Rüschen.

»Du siehst darin aus wie eines der Mädels in *Downton Abbey*«, sagte Ty, die Gärtnerin, auf ihre Schaufel gestützt und warf Bess einen bewundernden Blick zu.

Das stimmte nicht wirklich, und Bess hätte Ty selbst dann nicht viel abgewinnen können, wenn sie Single gewesen wäre. Sie war ihr zu großspurig. Außerdem warf sie immer wieder einen Blick auf ihr Spiegelbild in den Fenstern, als wolle sie sich versichern, dass ihre Haare noch saßen.

Nichtsdestotrotz hielt Bess nicht viel davon, Komplimente auszusprechen. Wenn das Universum sie mit positiver Energie beschenken sollte, warum sich dagegen wehren? Seit der Begegnung mit Vivienne hatte sie sich nicht ganz wohl in ihrer Haut gefühlt, und das kam überhaupt nicht infrage. Sie hatte jahrelang an sich gearbeitet, um ein gesundes Selbstbewusstsein zu entwickeln, und sie hatte nicht vor, sich wieder davon zu verabschieden.

»Du hast hier viel zu tun.« Bess deutete auf den vernachlässigten Garten.

»Scheiße, ja. Überall Quecken, Bindikraut, Prunkwinden und Mariendisteln. Die oberste Erdschicht müsste abgetragen und ausgetauscht werden. Ein paar der Bäume müssen gefällt werden, bevor sie noch jemandem auf den Kopf fallen. Blattläuse, Milben, Kaninchenlöcher.«

Es machte nicht den Eindruck, als hätte Ty es sehr eilig, mit der Arbeit anzufangen. Sie strich sich durch die kurzen, kastanienbraunen Haare, sodass ihr Hemd ein Stück hochrutschte und den Blick auf einen sonnengebräunten, durchtrainierten Oberkörper freigab. Bess fragte sich, ob sie diesen Bewegungsablauf vor dem Spiegel einstudiert hatte.

»Traurig zu sehen, dass manche Gärten so vernachlässigt werden«, meinte sie. »Sie haben etwas Besseres verdient.«

»Tja, nun.« Ty nickte Richtung Haus. »Madame Zitronengesicht hat nie einen Dreck auf andere Leute gegeben. Schätze, da ist es ein bisschen viel verlangt, dass sie sich um die Pflanzen schert.«

»Wer jetzt? Vivienne oder Ivy?«

»Die alte Schachtel. Eine schreckliche Frau. Wusstest du, dass ihrer Familie früher die halbe Stadt gehört hat? Damals, als es sich noch gelohnt hat, sie zu besitzen.«

»Das hier war früher ein großes Anwesen, stimmt's?«

»Ja, meine Großväter haben beide hier gearbeitet. Sie haben immer erzählt, dass die Bolts schon damals eine echte Saubande waren. Und ein bisschen verdreht noch dazu. Aber Mr Bolt hat Anteile an jedem Betrieb der Stadt gehalten und kannte jeden, der irgendwie wichtig war. Klar, das ist ewig her, aber die alte Krähe scheucht immer noch alle rum.« Ty verdrehte die Augen. »Hast du ihr ganzes Zeug gesehen?«

»Die Antiquitäten?«

»Ja, und den Schädel, was immer das auch ist.« Ty rümpfte angewidert die Nase. »Ich mag keine toten Dinge.«

Bess gab sich Mühe, lässig zu klingen. »Wie ist denn Vivienne so? Ihre Enkelin?«

»Hab sie vor ein paar Wochen zum ersten Mal gesehen. Sie wohnt in Hobart. Aber jetzt ist sie zurückgekommen, um sich um die alte Dame zu kümmern.«

»Nett von ihr.« Bess bewunderte jeden, der seinen Job aufgab, um einen geliebten Menschen zu pflegen. Dennoch fühlte sie sich nicht wohl dabei, Viviennes Opfer für ihre Großmutter mit den Verhältnissen in Bess' eigener Familie zu vergleichen, die sich allenfalls als durchwachsen bezeichnen ließen.

Sie stellte sich vor, ihre Arbeit aufzugeben, um zum Beispiel für ihre Mutter Yvonne zu sorgen. Bei dem Gedanken bekam sie eine Gänsehaut, und sie war nicht stolz darauf. Um Abbitte zu leisten, schloss sie die Augen und legte eine kurze Meditation von drei Atemzügen ein. Sie schickte Yvonne gute Gedanken und wünschte ihr ein langes Leben bei bester Gesundheit. Und sie meinte es ehrlich.

Ty rieb sich den Nacken und zog dadurch Bess' Aufmerksamkeit auf ein zart gestochenes Tattoo, das einen Traumfänger darstellte. Als Ty ihren Blick bemerkte, sagte sie: »Mein eigener Entwurf. Ich erstelle Vorlagen.« Es klang irgendwie unanständig, wie sie sich ausdrückte. »Kannst du dir auf Social Media ja mal anschauen. Ich bin LadyGardener96.«

Die Frau war wirklich schamlos. »Ich denke darüber nach.«

»Gib mir einfach deine Kontaktdaten, dann schicke ich dir ein Beispiel. Keine Kaufverpflichtung.«

»Vielleicht ein andermal.« Bess deutete zum Haus. »Ein umwerfendes Anwesen, was?«

Ty wirkte enttäuscht. »Eine gruselige, alte Müllhalde, meinst du wohl eher. Als Kinder sind wir mit dem Fahrrad hergekommen und haben uns gegenseitig herausgefordert, das Tor anzufassen. Du weißt, dass hier Leute ermordet worden sind, oder? Vor hundert Jahren oder so, als das Haus noch neu war.«

»Wirklich?« Bess folgte Tys Blick, die zu den Fenstern im ersten Stock aufsah.

Hinter einem der schmutzigen Scheiben bewegte sich etwas. Eine dunkle Gestalt. Sie war sich recht sicher, dass es Margaret war.

»Miese Schwingungen«, fuhr Ty fort. »Vielleicht ist die alte Krähe deshalb so böse.«

Irgendwo in der Nähe knackte ein Ast. Ty wirbelte herum.

Am Ende des Gartens, wo das Grundstück in den Nationalpark überging, bewegten sich die Zweige eines Rhododendrons.

»Hey!« Ty griff nach ihrer Schaufel und trat drohend einen Schritt auf den Busch zu. »Das ist Privatbesitz!« Die Bewegungen des Rhododendrons ließen nach. »Ich weiß, dass du da drinsteckst! Verpiss dich!«

»Was ist denn los?«

Der Busch wippte vor und zurück, als hinge er an elastischen Strippen. Eine Reihe Koniferen geriet ins Wanken und ließ ahnen, dass sich ein Eindringling durch sie hindurchquetschte.

Bess erhaschte einen Blick auf Kaki-Kleidung und ein Bündel Blattwerk, das sich durch die Sträucher bewegte. War das etwa an einer Mütze befestigt?

Ein Maschendrahtzaun trennte den Garten von dem Dickicht dahinter. Die oberste Reihe schlug vibrierend gegen die Spitzen der Büsche, als hätte sich jemand durch eine Öffnung darin geschoben. Dann war wieder alles ruhig.

»Wer war das denn?«

»Jemand, der mir tierisch auf den Sack geht.« Ty verdrehte die Augen.
»Irre.«

»Wirklich?« Bess spitzte die Ohren und lauschte nach ungewöhnlichen Geräuschen. »Was für Irre genau?«

Die Hintertür öffnete sich. Vivienne erschien mit Bess' Kleidung in der Hand.

Margaret stand neben ihr. Ihre finstere Miene schien Ty zu empfehlen, sich besser wieder an die Arbeit zu machen.

Ty schnappte sich die Schaufel und hastete zum Lavendel, ohne sich auch nur zu verabschieden.

Kapitel 3

Margaret wartete vor dem Badezimmer, während Bess sich wieder anzog. Bess hatte alles andere als begeistert gewirkt, als sie gefragt hatte, ob sie etwas dagegen hätte, zu warten, bis sie die Sammlung der alten Dame geprüft hatte.

Doch letztendlich hatte sie gesagt: »Ich hoffe, es tut dir gut, eine alte Freundin wiederzusehen und in Erinnerungen zu schwelgen.«

»Hm.« War Vivienne wirklich eine alte Freundin? Sie war vor fünf- undzwanzig Jahren wie aus dem Nichts an einem dunklen Flussufer aufgetaucht. Margaret konnte sich noch genau daran erinnern. Sie waren von Menschen umgeben gewesen, die sich betrunken umhergeschubst und gekreisch hatten. Menschen, die sie jahrelang abgewiesen oder ignoriert hatten.

Inmitten all der Remperei hatte Vivienne ganz stillgestanden. Mit glänzenden Haaren.

Sie hatte von Tintoretto geredet, Catull zitiert und sich wie eine Tänzerin bewegt. Sie hatte gesagt, dass das Elite-Internat, das sie besucht hatte, ein Sauhaufen gewesen sei, dass es an ihrer Universität engstirnig zugehe und dass Australien die reinste Einöde sei. Sie hatte sich mit der unsicheren, unglaublich unbeliebten jungen Margaret unterhalten, als wären sie auf Augenhöhe gewesen. Als wäre sie jemand, der es ebenfalls verdient hätte, all dem zu entkommen.

Aber am nächsten Morgen war Vivienne verschwunden gewesen, und nach einem gescheiterten Versuch hatte Margaret nie wieder nach ihr gesucht. Sie war keine Expertin, aber sie vermutete, dass Freundschaften anders funktionierten.

Margaret reckte den Kopf, um durch die halb offene Tür zu schauen, und sah, wie Bess sich wand, um den Rock um ihre beträchtlichen Hüften zurechtzurücken. Dann knöpfte sie sich die Strickjacke zu, wobei sie gerade genug Luft ließ, um einen Blick auf ihr üppiges Dekolleté zu ermöglichen.

Bei dem Anblick wurde Margaret vor Verlangen und Dankbarkeit ganz weich ums Herz.

»Danke«, sagte sie und bezog sich damit nicht nur auf diesen Besuch, sondern auch auf andere Dinge. Zum Beispiel auf Bess' Freundlichkeit, ihren Optimismus, ihre Fähigkeit, Margaret auch dann zu verstehen, wenn sie ihre Gefühle nicht in Worte fassen konnte. »Ich weiß, dass Crossroads House nicht auf deiner Reiseroute stand.«

»Solange du hier glücklich bist.«

»Na ja ...« Nein, Margaret war nicht glücklich. Es war immer noch merkwürdig, ihre jugendlichen Erinnerungen an Vivienne mit der Frau in Einklang zu bringen, die ihr gleichzeitig vertraut wie auch fremd war und die fest entschlossen schien, Margarets Leben mit neuen Problemen zu füllen.

Dennoch konnte sie Vivienne ihre Hilfe nicht verweigern. Nach allem, was Vivienne in der Nacht der Abschlussfeier für sie getan hatte, schuldete Margaret ihr etwas.

Doch es war schwer, all das zu erklären, und Margaret hatte Sorge, dass sie dadurch schwach, hin- und hergerissen oder verwirrt klingen könnte. Sie hatte sich in den letzten Monaten so oft auf Bess' liebevolles Mitgefühl und Geduld gestützt und war ihrer Partnerin dankbarer dafür, als sie ausdrücken konnte. Sie wagte nicht einmal, darüber nachzudenken, wie sie ohne Bess zurechtgekommen wäre. Trotzdem fühlte sich ein Teil von ihr gedemütigt, dass sie in diesem Umfang auf Hilfe angewiesen gewesen war. Das passte gar nicht zu ihr. Bess hatte sich sicher manchmal gelangweilt oder war frustriert gewesen, und es war wirklich an der Zeit, dass Margaret sich am Riemen riss. Dass sie sich wieder selbst um ihre Probleme kümmerte.

Daher sagte sie nur: »Ich freue mich nicht gerade darauf, mir Ivys Sammlung anzuschauen. Aber ich schätze, ich sollte meine Fähigkeiten nutzen, da ich sie nun schon mal habe.«

Sie hatte sich in Melbourne auf mehrere Stellen beworben, war jedoch nie auch nur zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden. Wenigstens war Vivienne der Meinung, dass sie zu etwas zu gebrauchen war.

»Ich versuche, mir nicht zu viel Zeit zu lassen«, fügte sie hinzu. »Ich will nicht deinen ganzen Urlaub verschwenden.«

»Unseren Urlaub«, erinnerte Bess sie mit einem leichten Unterton in der Stimme. »Du hast dir eine Pause verdient. Du hast dieses Jahr viel für andere Menschen getan.«

Mit anderen Menschen meinte sie Deirdre. Margaret sah den düsteren Flur entlang. An der Decke zeichneten sich dunkle Wasserflecken ab.

Plötzlich war alles vergessen: ihr Urlaub in Tasmanien, ihre Abenteuer mit Bess, Viviennes Anwesenheit, die Geister der Nacht der Abschlussfeier. Dafür drangen andere Erinnerungen auf Margaret ein: Duschstühle und püriertes Essen, Bettpfannen und der Geruch von Desinfektionsmitteln. Der heisere Atem ihrer Schwester, jeder Luftzug ein Kampf, während ihre Hand schlaff in Margarets lag.

Das bedeutete jedoch nicht, dass sie viel getan hatte. Wenn sie viel getan hätte, wäre ihr eher aufgefallen, dass Deirdre krank war, und sie hätte etwas unternommen, um den Krebs aufzuhalten.

»Du brauchst eine Pause«, sagte Bess bestimmt. »Es ist okay, traurig zu sein, aber es ist auch okay, sich zu entspannen und Dinge zu tun, die dir Spaß machen. Vielleicht hilft dir das, eine neue Perspektive zu gewinnen. Dann kannst du dir überlegen, wie du Deirdres Andenken ehren willst und was du als Nächstes tun möchtest.« Sie berührte Margaret am Arm.

Alles, was sie sagte, ergab Sinn, vermutete Margaret – aber es war trotzdem keine Hilfe. Sie war nicht traurig, sie war nur müde und fühlte sich schuldig. Sie bezweifelte, dass sich daran etwas ändern würde, egal, wie viele Spaziergänge am Strand sie unternahmen und wie oft sie auf einem Weingut zu Mittag aßen.

Vielleicht war Trauer noch etwas, das sie nicht richtig hinbekam.

»Wir bleiben nicht lange.« Margaret starrte aus dem Fenster auf das überwucherte Grundstück.



Als sie die Treppe hinuntergingen, fragte Bess: »Meinst du, es stört sie, wenn du nicht die ganze Sammlung durchschaust?«

»Hmm?« Margaret wirkte abgelenkt.

»Vivienne. Wird sie enttäuscht sein, wenn du es nicht schaffst, alles zu schätzen?«

Bess gab sich Mühe, keinen hässlichen Unterton in ihrer Stimme mitschwingen zu lassen. Sie fand Eifersucht abstoßend und sah darin ein Konstrukt des Patriarchats. Ihrer Meinung nach war Eifersucht nicht mehr

als ein Hinweis, dass die entsprechende Person selbstbewusster werden und in spiritueller Hinsicht wachsen sollte. Ganz bestimmt.

»Ich kann nur so viel abarbeiten, wie ich eben schaffe. Ich bin mir sicher, dass sie das versteht.« Margarets übliche Bestimmtheit war zurück, wie Bess erleichtert feststellte. Vielleicht hatte sie sich Margarets seltsames Verhalten in Viviennes Nähe ja nur eingebildet.

»Ich weiß schließlich, wie man Nein sagt, oder? Ich bin kein Softie. Ich habe mal einen Mann an seinem Geburtstag gefeuert und das, obwohl er gerade die Weisheitszähne gezogen bekommen hatte«, fuhr Margaret fort.

»Hast du?«

»Er hat die Exponate in meinem Museum ständig falsch beschriftet.« Bei der Erinnerung zog Margaret eine finstere Miene. »Wer verwechselt denn schon den Paarungsruf eines Seeelefanten mit dem eines kämpfenden Walrosses und diskutiert dann auch noch darüber?«

Bess lächelte. Das war die alte Margaret. Vielleicht gab es gar keinen Grund, sich Sorgen zu machen. Sie versuchte, nicht daran zu denken, wie die winzige, zarte Vivienne um Margaret herumscharwenzelt war. In ihrer Begeisterung hatte sie vibriert wie ein Kolibri, der nach Nektar suchte.

Aber nein, Bess würde sich nicht in etwas hineinsteigern. Das war ungesund. »Stört es dich, wenn ich nicht dabeibleibe, während du die Antiquitäten schätzt? Ich glaube, ich bin den beiden auf den Schlips getreten, als ich ihre Gartendeko zerbrochen habe, und sie kennen mich eh nicht. Ich würde einfach einen Spaziergang machen.«

»In Ordnung.«

Das Gute daran, mit jemandem zusammen zu sein, der in zwischenmenschlicher Hinsicht so ungewöhnlich war wie Margaret, war, dass sie kein Problem damit hatte, wenn man unhöflich war. Genau genommen schien es ihr nicht einmal aufzufallen.

Bess fand den Gedanken, Margaret mit Vivienne allein zu lassen, nicht besonders toll, aber sie konnte sich wie eine Erwachsene benehmen. Schließlich vertraute sie Margaret. Egal, wie schwierig und seltsam sie anderen Leuten vorkam, sie war Bess immer treu gewesen und hatte sie geliebt.

Und es wäre eine Erleichterung, durch die Gegend zu stromern, statt in diesem Haus zu sitzen und bloß keinen Finger zu rühren, damit sie nicht noch etwas zerbrach. Sie verließ das Haus durch die Vordertür, ging durch das Tor und fand einen Weg in den Busch wieder, der ihr bereits bei ihrer Ankunft aufgefallen war. Er war gerade breit genug für ein Auto.

Traubenhafer strich ihr um die Beine, und Queensland-Schmuckzypressen ragten über ihr auf. Ihre feste, faserige Rinde sah aus, als hätte man sie zerfetzt. Unter ihren Füßen raschelte das Laub, in den Büschen glitzerten Spinnweben und Vögel zwitscherten. Es duftete nach Eukalyptus.

Bess atmete tief durch. Wie sehr hatte sie all das vermisst, während sie in ihrem Büro in der Stadt eingepfercht gewesen war. Ihr Arbeitgeber hatte ihr heute eine Nachricht geschickt und ein Briefing eingefordert, das sie ihm schon vor einem Monat geschickt hatte, außerdem den Code für den Fotokopierer, den sie vor ihrer Abreise auf die Maschine geklebt hatte, und sich dann erkundigt, ob der Hummus im Kühlschrank ihr gehörte. (Tat er nicht.) Offensichtlich respektierte er Bess' Urlaub genauso wenig wie ihre Arbeit.

Sie war fest entschlossen zu kündigen, aber das war nicht so einfach, besonders solange Margaret arbeitslos war. Wenn sie eine letzte erfolgreiche Ausstellung auf die Beine stellte, könnte sie sich mit einer Glanzleistung verabschieden und sich danach etwas Besseres suchen. Sie dachte nach. Sie hatte schon immer eine Vorliebe für australische Themen gehabt: verrückte Kunstwerke, vergessene Geschichte, Ausstellungen, die dieses merkwürdige, wilde Land feierten.

In der Nähe ertönte ein Knurren.

Bess wirbelte herum.

Nein, das war kein Knurren. Es war ein Summen. Ein Wespennest? Sie musterte das Buschwerk und bereitete sich innerlich darauf vor, loszustürmen.

Etwas Rotes blitzte zwischen den Bäumen hindurch. Stirnrunzelnd verließ sie den Weg und bahnte sich einen Weg durch das Unterholz. Das Summen wurde lauter.

Von einem Baum baumelte ein Stück Fleisch. Vielleicht das Bein eines Schafs? Die Haut war abgezogen, und auf dem Fleisch wimmelte es von Fliegen.

Jemand wollte etwas anlocken.

Wieder schoss Bess herum. Noch vor einer Minute hatte sie es genossen, allein in der Natur zu sein, doch damit war es nun vorbei. Wurde sie beobachtet?

Ein Vogel stieß einen seltsamen, trillernden Schrei aus. Es handelte sich um eine große, schwarze Würgerkrähe. Die Fliegen schwirrten weiter.

In der Sonne blitzte etwas auf. Eine kleine, quadratische Kamera in Tarnfarben war an einen Baum gebunden, die Linse war direkt auf das Fleisch gerichtet.

Die Härchen auf Bess' Armen richteten sich auf.

Sobald sie ein paar Schritte weiterging, entdeckte sie einen großen Aluminiumrahmen, der mit einem Segeltuch und einem Tarnnetz bedeckt war. Der Unterschlupf war mit Heringen am Boden gesichert worden. Er stand halb versteckt unter den Ästen und war von entwurzelten Büschen umgeben, um ihn besser zu verbergen oder auch Geräusche zu dämmen.

Bess hob die Klappe an. Im Innern stand ein Campingstuhl. In das Segeltuch war eine Öffnung eingelassen, hinter der ein Stativ bereitstand und auf eine Kamera wartete. Sie ging vor dem Loch in die Hocke. Wenn man hindurchsah, hatte man das Fleisch genau im Blick.

Etwas schoss an ihr vorbei. Sie verbiss sich ein Keuchen und spannte sich an. Aber es war nur ein Filander, ein kleiner, dicker, flauschiger Vertreter der Kängurus, der aussah, als wäre er beim Waschen eingelaufen.

Bess stieß nervös lachend die Luft aus, dann schob sie sich aus dem Versteck und kehrte auf den Weg zurück.

Wer hatte all das aufgebaut? Auf welches Motiv hatte derjenige es abgesehen? Was für Tiere lebten hier, für die ein so großes Stück Fleisch eine passende Beute wäre? Eine ganze Familie Tasmanische Teufel vielleicht? Ein Quoll? Ein Raubvogel?

Hatte die Kamera ein Bild von ihr gemacht? Bei dem Gedanken fühlte sie sich nicht wohl.

Der Pfad gabelte sich. Der breite, flache Hauptweg führte in den Nationalpark. Aber die andere Abzweigung führte nach links. Sie war bedeutend unebener und bestand im Grunde nur aus den breiten, zerklüfteten Spuren eines Geländewagens. Das Unterholz war mit Schlamm bespritzt. Der Weg schien neu zu sein.

Bess zögerte. Sie war nervös und fühlte sich beobachtet. Vermutlich sollte sie nach Crossroads House zurückkehren und das Rätsel unangestastet lassen. Sich vernünftig verhalten und vorsichtig sein. Genau wie sie es seit Monaten im Büro in der Stadt war, wo ihre Seele mit jedem armseligen, grauen Tag weiter zu verkümmern schien.

Zum Teufel damit. Sie folgte dem unebenen Weg tiefer in den Busch.



Die nächste Stunde über arbeitete Margaret. Es war Wochen her, seitdem sie gebeten worden war, ein paar Antiquitäten zu schätzen, und es tat gut, ihre geistigen Muskeln wieder einzusetzen.

Sie prüfte Fingerhüte aus Sterlingsilber und Schildpattkämme. Sie untersuchte Brieföffner aus Kristall, eine aus einzelnen Porzellanschuppen zusammengesetzte Austernplatte, die von Hand mit violetten Glyzinien bemalt war, elfenbeinfarbene Spitzenzierdeckchen mit Schmetterlingen und einen Fliegenwedel aus Pferdehaar, der aus viktorianischer Zeit stammte und dessen Griff aus geschnitztem Knochen bestand.

Vivienne machte sich Notizen, um die Ergebnisse später mit den Unterlagen ihrer Großmutter abzugleichen und zu überprüfen, ob etwas fehlte. Aber natürlich nur, falls Ivy Vivienne sagen konnte, wo das Bestandsbuch steckte. Das war nicht selbstverständlich.

Margaret versuchte zwischendurch, Vivienne ein paar Fragen zu ihrer Arbeit und ihrem Leben in Hobart zu stellen, aber sie konnten sich nie länger unterhalten. Alle paar Minuten hastete Vivienne davon, um den durchs Haus geschrien Hilfesuchen ihrer Großmutter nachzukommen. Mal musste Ivy zur Toilette, dann brauchte sie eine weitere Decke, die Vorhänge sollten zurückgezogen werden oder sie wollte eine Tasse Tee. »Aber nicht so einen wie der, den du heute Morgen gekocht hast! Der hat geschmeckt, als hätte ihn vorher ein Pferd gesoffen und wieder ausgepinkelt!«

Vivienne beklagte sich nie, aber ihre zarten Züge schienen sich mit jedem Mal etwas mehr zu verkrampfen. Es war nicht schön, einen freien Geist so gefangen zu sehen.

Meistens klang Ivy wie eine Tyrannin, aber ein- oder zweimal wirkte sie ernsthaft entsetzt und verängstigt und rief: »Was ist hier los? Ich weiß nicht, was hier passiert!«

Schließlich verstummten die Rufe. Ivy musste eingeschlafen sein.

»Hast du Lust, ein bisschen frische Luft zu schnappen?« Vivienne lächelte, aber die Frustration war ihr deutlich anzuhören.

Sie gingen eine Runde ums Haus. Am Ende der Einfahrt fiel Margaret ein rund dreißig Jahre alter BMW auf. »Das ist ein interessantes altes Auto«, bemerkte sie.

»Eher ein Albtraum, um ehrlich zu sein. Alle paar Monate geht er in die Knie. Ich habe ihn gebraucht von einem Kollegen gekauft. Daher fände ich es irgendwie unhöflich, ihn wieder abzustoßen.«

Diese Bemerkung verblüffte Margaret. Sie hätte dem Kollegen die angeschlagene Schrottkarre in die Einfahrt gestellt und ihr Geld zurückverlangt. Dasselbe galt für Bess, auch wenn sie sich deutlich einfühlsamer dabei ausgedrückt hätte.

»Jetzt springt er überhaupt nicht mehr an«, fuhr Vivienne fort.
»Ziemlich unpraktisch, unter diesen Umständen.«

»Brauchst du Hilfe?«

»Der Mann von der Werkstatt hat gesagt, dass er nächste Woche vorbeikommt. Bis dahin komme ich schon klar.«

»Es muss schwierig sein hier.«

Vivienne seufzte. »Ich war seit Jahren nicht hier. Ivy wollte nicht, dass ich vorbeikomme. Sie hat noch nie viel von Besuch gehalten. Erst als sie richtig krank geworden ist, hat sie mich zurückkommen lassen. Ich bin fast in Ohnmacht gefallen, als ich gesehen habe, in welchem Zustand das Haus ist.« Sie berührte Margaret am Arm. »Danke, dass du dir ihre Sammlung anschaust.«

Margaret rückte ein Stück von ihr ab. Die ganze Antatscherei und die Gefühlsausbrüche waren ihrer Meinung nach viel zu selbstverständlich geworden. Wie zum Beispiel diese ganzen beängstigenden Leute, die einen zur Begrüßung auf die Wange küssen wollten. Bah. »Nun, sie wirkt recht wertvoll, und ich bin bisher weder auf Fälschungen noch auf andere Probleme gestoßen. Aber ich fürchte, jemand anders wird meine Arbeit fortsetzen müssen. Ich schaffe heute nicht alles, und wir müssen bald wieder los.«

»Oh.« Vivienne blieb stehen.

»Wie schon gesagt, ich bin mit Ms Campbell hier, meiner Lebensgefährtin. Wir sind ... im Urlaub.« Das Wort klang für Margaret fast ungebührlich. Sie fuhr nie in Urlaub, und es ausgerechnet jetzt zu tun, wo sie keine Arbeit hatte, kam ihr wie der Gipfel des Lotterlebens vor. Als hätte sie sich einen Lamborghini gekauft. Trotzdem. »Ich kann Ms Campbells Pläne nicht torpedieren. Wir haben schon alles gebucht und bezahlt ...«

Vivienne trat näher. »Wenn es nur ihre Pläne sind, kommt sie doch sicher für ein paar Tage ohne dich aus, oder?«

Margaret runzelte verwirrt die Stirn. »Nun ... nein. Ms Campbell und ich sind zusammen.« Sie mochte sich nicht besonders für Wombatfütterungen, die Herstellung von Cider oder Marmeladenverkostungen interessieren, aber sie hatte nicht die Absicht, Bess allein zu den Veranstaltungen gehen

zu lassen. Sie wollte dabei sein und Bess' Ausgelassenheit erleben und wie sie sich über alles freute, was mit Tasmanien zu tun hatte.

»Ich verstehe.«

»Tut mir leid.«

»Schon gut. Es war egoistisch von mir zu denken, dass du alles stehen und liegen lassen und mich retten würdest.« Vivienne stützte sich mit einer Hand an der Hauswand ab. Ihre Finger waren so bleich, dass sie beinahe durchscheinend wirkten. Die Nägel waren zu perfekten, kleinen, perlfarbenen Ovalen gefeilt.

»Es gibt jede Menge Antiquitätenhändler. Du könntest jemanden herbiten ...«

»Hierher?« Vivienne lachte traurig. »Da könnte ich sie genauso auf den Mond einladen. Aber alles gut, Margaret. Ich bin nicht unfähig ...«

Ein knarrender, krachender Laut ertönte. Sie sahen auf.

Ein Pfeifen durchschnitt die Luft, als etwas Riesiges, Schweres auf sie herabstürzte.

Margaret schreckte zurück und hob einen Arm, um ihr Gesicht abzuschirmen. Der Gegenstand krachte zu Boden, Splitter und Metallschrauben flogen in alle Richtungen davon.

Es war einer der Fensterläden aus dem ersten Stock. Das Gegenstück hing nur noch an einer Angel.

Margaret packte Vivienne am Ellbogen und zog sie hastig beiseite. Ihr schmaler Arm fühlte sich zerbrechlich an, als könnte der Knochen jeden Moment zerspringen.

»Mein Gott!« Vivienne zitterte.

»Er hat dich ja nicht getroffen.« Margaret war nicht besonders gut darin, jemanden zu trösten. Vorsichtig näherte sie sich dem abgestürzten Fensterladen. Das Holz war verfault, die Farbe abgeplatzt und die Angeln von Rost zerfressen. »Du rufst besser einen Handwerker her.«

»Den hat jemand runtergestoßen.« Viviennes Stimme klang ganz ruhig, aber ihre Augen waren riesengroß. »Jemand ... jemand wollte uns töten.«

Margaret starrte sie an. »Das Haus ist alt und heruntergekommen. Da fällt doch bestimmt ständig irgendetwas ab wie bei einem Leprakranken.«

»Ich habe jemanden gesehen!« Vivienne zeigte hoch zum Fenster.

»Aber da ist niemand.«

»Ich habe einen Arm gesehen.« Vivienne brachte ein Lachen zustande, aber es klang verzweifelt. »Oh, tut mir leid. Glaubst du, ich denke mir das aus?«

»Na ja, nein. Aber ... Warte hier.« Margaret hastete um das Gebäude und zur Haustür.

Der Eingangsbereich war leer. Sie hielt inne, um zu lauschen, dann joggte sie die Treppe hoch und öffnete eine Tür nach der anderen, bis sie das richtige Zimmer gefunden hatte.

Es schien sich um ein ehemaliges Kinderzimmer zu handeln. Sie entdeckte ein uraltes, kleines Bett, das mit einem Moskitonetz bedeckt war, und einen Schrank voller Kinderbücher, die aussahen, als würden sie nach Moder riechen. Ein Versteck, das groß genug für einen Menschen war, gab es nicht.

Allerdings stand das Fenster offen. Vergilbte Spitzenvorhänge bewegten sich im Lufthauch.

Eine Stufe knarrte, gefolgt von einem Rumsen einen Stock tiefer. War da jemand nach unten gesprungen und auf dem Teppich gelandet? Margaret lief aus dem Zimmer und lehnte sich gerade rechtzeitig über das Geländer, um eine Seitentür zufallen zu sehen.

Sie hetzte nach unten, riss die Tür wieder auf und schaute nach draußen.

Der Garten war in diesem Bereich sehr verwildert: Schwarze Akazien, Kasuarinen, umgeben von einem Dickicht aus Brombeeren, das sich bis ins Buschland dahinter zog. Ein Eindringling könnte es innerhalb von Sekunden erreichen und darin verschwinden.

Der Wind zerzte an der Tür und riss sie ihr beinahe aus der Hand. Vielleicht hatte sie bereits offengestanden, als Margaret ins Haus gekommen war, und war jetzt einfach zugeweht worden?

Nachdem sie zu Vivienne zurückgekehrt war, sagte sie: »Ich konnte niemanden finden. Aber da waren Geräusche. Ich kann nicht beschwören, dass niemand aus dem Haus gelaufen ist.« Ihre Wangen waren warm, ihr Herz raste.

Merkwürdig tonlos erwiderte Vivienne: »Die kommen wieder.« Sie ging zu einer Gartenbank und setzte sich zittrig.

»Wer sind die?«

Ihre Gastgeberin bemühte sich um ein Lachen. »Ich wünschte, ich wüsste es. Wer auch immer das getan hat: die Diebstähle, die Geräusche, die Schäden. Es kommt mir vor, als wüssten sie, dass ich mit dir geredet habe, und versuchen, mich aufzuhalten. Offensichtlich sind sie nicht glücklich darüber.«

»Immer mit der Ruhe. Wir wissen doch gar nicht, ob jemand hier war. Reiß dich zusammen.« Margaret rang sich dazu durch, Vivienne die Schulter zu tätscheln.

Blitzartig griff Vivienne nach Margarets Arm und bohrte ihr die Finger in die Haut. Sie zog Margaret zu sich herab, bis sie auf Augenhöhe waren. »Ich denke mir das nicht aus. Jemand ist in das Haus eingedrungen. Und ich kann nichts dagegen unternehmen! Ivy weigert sich, hier wegzugehen. Ich sitze fest ...« Ihr brach die Stimme, und Margaret fiel auf, dass sie Tränen in den Augen hatte.

Sie konnte sich noch gut erinnern, wie sie zum ersten Mal in diese Augen gesehen hatte. Auf einer Brücke über dem Fluss und bei Nacht. Die Gebäude der Stadt hatten sich als dunkle Schemen hinter ihnen abgezeichnet, und der Himmel war so bewölkt gewesen, dass die Sterne nicht zu sehen gewesen waren.

Margaret war in Gefahr gewesen. In ihrem Schrecken und ihrer Angst schien die ganze Welt um sie herum stillzustehen.

Und dann war Vivienne aufgetaucht. Beleuchtet von der Straßenlaterne über ihr, als stünde sie im Scheinwerferlicht, hatten ihre Augen riesig und grün wie die einer Katze gewirkt.

Sie hatte gelacht und gefragt: »Brauchst du meine Hilfe?«

»Ja.«

In jenem Augenblick hatte ein merkwürdiges Gefühl von Margaret Besitz ergriffen, als hätte sie sich auf eine Art Handel eingelassen. Was würde Vivienne im Gegenzug von ihr verlangen?

Nun setzte sie sich neben Vivienne. »Reg dich nicht auf. Ich weiß nicht, was hier los ist, aber es muss eine vernünftige Erklärung dafür geben.« Etwas Trost schien angebracht, daher tätschelte sie Vivienne erneut kurz und steif die Schulter.

Vivienne ließ erschöpft den Kopf sinken. Eine warme Träne fiel auf Margarets Hand.



Bess folgte dem Weg tiefer in die Wildnis. Die ungenießbaren Kapsel Früchte des Eukalyptus knirschten unter ihren Schuhen, und sie hielt die Augen nach Schlangen offen. Eigentlich verlangte die Gegend nach festen Wandertiefeln, passenden Socken und einer Hose mit jeder Menge

Taschen. Ein Rock, Strumpfhosen und schicke Ballerinas mit Zebradruck passten nicht hierher.

Im Unterholz raschelte etwas. Sie entdeckte einen Ameisenigel. Er hatte die goldbraunen Stacheln aufgestellt und wühlte mit der Schnauze im Untergrund nach Insekten.

Sie lächelte. Der Ameisenigel erinnerte sie an Margaret: exotisch und wehrhaft, wenn es um den Rest der Welt ging, aber in Bess' Augen seltsam niedlich.

Der Weg öffnete sich zu einer Lichtung. Darauf befanden sich ein Wohnwagen und ein staubiger, roter Geländewagen sowie die Überreste eines sorgsam gelöscht Lagerfeuers und ein Schlafsack in NATO-oliv. Nirgendwo lagen Müll oder Zigarettenkippen, und es rannten auch keine Hunde frei herum. Offensichtlich handelte es sich um erfahrene Camper. Aber dies war kein offizieller Zeltplatz.

Bess könnte rufen. Hallo sagen und sich ganz nebenher erkundigen, was der oder die Fremden hier machten. Aber sie hatte schon zu viele Podcasts über Serienmörder gehört, um im Nirgendwo wildfremde Leute anzusprechen. Abgesehen davon war sowieso niemand in der Nähe.

Ein Baum bog sich stöhnend unter der Last des Windes. Sie überquerte die Lichtung und kam sich in ihrer hellen, blaugrünen Strickjacke und den passenden Strumpfhosen viel zu auffällig vor. Vor der Tür des Wohnwagens angekommen, hielt sie inne und warf einen Blick über die Schulter. Dann klopfte sie an.

Keine Reaktion.

Sie drückte die Klinke herunter und stellte fest, dass die Tür nicht verschlossen war. Angespannt zog Bess sie auf und betrat den Wohnwagen.

Im Innern war es dunkel, die Vorhänge waren zugezogen. Sie schloss die Tür hinter sich und blinzelte im Dämmerlicht. Das Bett und die Sitzbänke waren hochgeklappt. Der größte Teil der Grundfläche wurde von einem Campingtisch eingenommen. Darauf lag eine Landkarte, die an den Ecken von einem Fernglas, einem Kompass und einer Trinkflasche für Wanderer fixiert wurde. Sie zeigte Grünflächen, Wege und Höhenlinien. Jemand hatte von Hand Zirkel, Kreuze und Notizen auf Post-its hinzugefügt. Aber das Licht war zu schlecht, um die Schrift zu entziffern.

Bess öffnete einen der Schränke. Er war bis obenhin mit Konserven, Wasserflaschen, Toilettenpapier und Reis gefüllt. Das sah nicht nach den Vorräten für einen Wochenendausflug aus.

Sie schaltete die Taschenlampe ihres Handys ein. Der Lichtstrahl fiel auf die gegenüberliegende Wand und leuchtete einige Zettel an, die an eine Pinnwand geheftet waren. Es handelte sich um alte Zeitungsausschnitte und Ausdrücke von Artikeln. Dazwischen hingen verblasste Schwarz-Weiß-Fotos und Zeichnungen, die jemand von Hand angefertigt hatte.

Daneben erkannte Bess ein Poster, das eine Art merkwürdig geformten Teppich darzustellen schien. Sie rückte näher heran. Nein, das war kein Teppich, sondern Haut, die sich an den Ecken ledrig zusammengerollt hatte und an den Stellen, wo die Gliedmaßen angesetzt hätten, aufgespannt war.

Bess strich mit den Fingern über die dunkelbraunen, honigfarbenen und grauen Streifen.

Schritte.

Krachend ging Bess' Handy zu Boden. Lautlos fluchend tastete sie den Boden ab. Sobald sie es gefunden hatte, schaltete sie die Taschenlampe aus. Dann kauerte sie sich hin und hielt den Atem an.

Draußen ertönte das Geräusch von Stiefeln, die sich durch das Unterholz bewegten.

Sollte sie hierbleiben und hoffen, dass derjenige verschwand? Oder die Tür öffnen und nach draußen stürmen? Vielleicht, nachdem sie sich mit irgendetwas bewaffnet hatte?

Während sie noch hektisch versuchte, eine Entscheidung zu fällen, ertönte eine Explosion und ließ sie hochschnellen. Ein Schuss!

Sie riss die Wohnwagentür auf und fiel halb die ausklappbare Treppe hinunter. Das Geräusch war von rechts gekommen. Daher wandte sie sich nach links und stürzte sich ins Gebüsch. Nach Luft ringend bahnte sie sich einen Weg durch vertrockneten Farn und Buttongras. Die Luft piff ihr in den Ohren. Sie ließ die kräftigen Arme und Beine fliegen, während sie Äste beiseitestieß und über umgestürzte Baumstämme sprang.

Niemand folgte ihr.

Nach ein paar Minuten blieb sie stehen und ließ den Oberkörper nach vorn sinken, während sie die schmerzende Seite umklammert hielt. Ihr Gesicht brannte. Wo war sie? Überall waren Bäume.

Bess hatte Schwierigkeiten, wieder zu Atem zu kommen. Den Weg zu verlassen, war wahrscheinlich gefährlicher gewesen, als dem Besitzer der Waffe gegenüberzutreten. Jedes Jahr gingen Menschen im australischen Buschland verloren, und manche tauchten nie wieder auf.

Oh, das ist nicht gut.

Hier draußen hatte sie sicher auch keinen Handyempfang. Würde sie von nun an durch die Wildnis irren, bis sie starb? Würde von ihr nichts übrig bleiben als eine leicht gehässige Schlagzeile in den Zeitungen? *Stadtbewohnerin ohne Wandererfahrung tot im Busch aufgefunden, nur fünfzig Meter neben der Straße.*

Bess betrachtete ihre blaugrüne Strumpfhose und die Ballerinas mit Zebromuster, die inzwischen schmutzig von Dreck und Tierhinterlassenschaften waren. Im Bericht des Gerichtsmediziners würde sie wie ein Idiot dastehen.

Ein Geräusch. Sie lauschte angestrengt. Ein Rumpeln, dann ratterte ein Stück entfernt etwas Schweres an ihr vorbei. Ein Holzlaster! Sie war in der Nähe der Straße!

Bess lief auf das Geräusch zu, bis sie durch die Bäume Asphalt entdeckte. Die Straße kam ihr bekannt vor – sie führte zu Crossroads House.

Sie brauchte mehrere Minuten, um das Gefühl zuzuordnen, das beim Gehen jeden ihrer dröhnenden Herzschläge begleitete. Es war nicht einfach nur Erleichterung oder Angst. Es war Euphorie.



Margaret verließ Crossroads House und zog das Tor hinter sich zu. Rost und Schmutz fielen ihr vor die Füße. Das Tor ließ sich nicht mehr ganz schließen, und das Schloss war von Spinnweben überzogen. Margarets eigenes Haus war mit einer Alarmanlage, Riegeln und Bewegungsmeldern ausgestattet, aber Vivienne schien nicht in der Lage, Eindringlinge fernzuhalten.

Sie stützte sich mit beiden Händen auf das Dach ihres Autos. In ihren Schläfen pochte ihr Herzschlag. Ein Vogel in der Nähe stieß einen Schrei aus, der sie an eine Sirene erinnerte.

Wann hatte sie sich zum letzten Mal so gefühlt? Ihr Atem ging schnell und flach, ihre Muskeln waren angespannt, sie suchte mit all ihren Sinnen die Umgebung nach Geräuschen und Bewegungen ab. Sie war bereit, sich einer potenziellen Gefahr zu stellen, fühlte sich wach und lebendig.

Gedanklich kehrte sie nach Port Bannir zurück, zu allem, was dort vor zwei Jahren geschehen war. Sie hörte das Splittern von Glas, als eine Fanatikerin in ihr Museum eingebrochen war und sie angreifen wollte. Sie sah die beiden Police Officer vor sich aufragen, die sie für einen Mord

einsperren, den sie nicht begangen hatte. Sie schmeckte das Salz zwischen Bess' Brüsten, als Bess sich gegen Margarets Auto gelehnt hatte. Ihre weiße Haut hatte in der eiskalten Nacht förmlich geglüht. Ihr Lachen und ihr Seufzen, als Margaret sie mit Mund und Händen überall erkundet hatte ...

Eine Berührung an ihrer Schulter. »Margaret?«

Bess' rote Haare waren zerzaust, ihre Schuhe voller Schlamm und ihre Wangen gerötet.

Margaret nahm ihr Gesicht in beide Hände und küsste sie innig.

Bess lachte atemlos auf. »Was ist denn in dich gefahren?«

Margaret packte sie um die Taille. Gleichzeitig entfuhr es ihnen: »Das wird dir jetzt nicht gefallen ...« und »Ich muss dich um einen Gefallen bitten.«

Wieder lachte Bess. »Du zuerst.«

»Na ja ...« *Das ist ja lächerlich*, schalt Margaret sich. *Nimm dich zusammen.*

Sie sollte Bess ins Auto schieben und sie beide so schnell wie möglich von hier wegbringen. Fort von der Aufregung, die sich immer noch im Zittern ihrer Hände zeigte. Sie sollte sie zu ihrem normalen Leben fahren, in dem Margaret nach einem neuen Job suchte, Deirdres Kundenkarten und Büchereimitgliedschaften kündigte und von Cousinen dritten Grades angerufen wurde, die wissen wollten, ob ihre Schwester wirklich gestorben war. All das sollte sie tun.

Stattdessen platzte es aus ihr heraus: »Würde es dir etwas ausmachen, wenn wir noch ein paar Tage hierbleiben? Ich weiß, es gefällt dir hier nicht und mir auch nicht, aber ...«

»Nein, ich wollte dich genau dasselbe fragen!« Ein Lächeln legte sich auf Bess' Züge, wich aber schnell der Verwirrung. »Aber warum willst du denn hierbleiben?«

»Ich ...« Was sollte Margaret darauf antworten? *Weil es hier Dinge gibt, um die ich mich kümmern kann, Dinge, die ich in Ordnung bringen kann? Weil ich nur eine Sekunde in Gefahr sein musste, um mich wieder lebendig zu fühlen?*

Sie verwarf den Gedanken. »Es ist albern, aber Vivienne ist fest davon überzeugt, dass jemand sich im Haus bedient und versucht ... ihr wehzutun.« Von Töten zu sprechen, wäre zu melodramatisch gewesen. »Kann sein, dass sie sich das alles nur einbildet. Aber es besteht die Möglichkeit, dass wirklich etwas vor sich geht, und so oder so, ihre Großmutter und sie leben hier sehr isoliert. Sie brauchen Hilfe.«

Bess runzelte die Stirn. »Glaubst du, es wird gefährlich? Für dich?«

»Überhaupt nicht.« Sie verdrängte die Erinnerung an den herabstürzenden Fensterladen. »Ich werde einfach den Rest von Ivys Antiquitäten schätzen, herausfinden, ob etwas fehlt und versuchen, Vivienne in irgendeiner Form Hilfe zu beschaffen. Ich nehme an, sie will Ivy überreden, einen Teil ihrer Schätze zu verkaufen, damit sie sich ein Pflegeheim leisten kann. Das ist alles.« Ja, das war alles, was sie vorschlug, und nichts daran war besonders eigenartig. Kein Grund, so aufgeregt und begeistert zu sein. »Aber warum willst du hierbleiben?«, fragte sie Bess.

»Na ja, du weißt ja, dass ich eine letzte Ausstellung für die Galerie machen will, damit ich eine Erfolgsgeschichte vorweisen kann, wenn ich kündige. Ich glaube, ich habe hier in Mount Bastion das perfekte Thema dafür gefunden!«

»Ach ja?« Margaret versuchte, sich zu konzentrieren. »Was für eine Ausstellung soll das denn werden? Eine über die Käffer von Tasmanien?«

»Nein.« Bess' Augen funkelten vor Aufregung. »Ich glaube, ich bin hier im Buschland auf einen Kryptozoologen gestoßen. Und er ist auf der Jagd nach Tasmanischen Tigern.«

Hat Ihnen die Vorschau gefallen?

Sie können unsere E-Books im Online-Buchhandel
beziehen.

Dazu gehören sowohl die Seiten von Amazon,
Apple, Kobo, Thalia, und viele andere Anbieter.